

**Zeitschrift:** Schweizer Schule  
**Herausgeber:** Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz  
**Band:** 7 (1921)  
**Heft:** 52

**Anhang:** Mittelschule : Philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer Schule"

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Mittelschule

---

Philologisch-historische Ausgabe

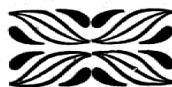
---

Beilage zur „Schweizer-Schule“

---

≈ 1921 ≈

VII. Jahrgang



Einsiedeln  
Eberle & Rickenbach  
1921

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Neujahrsgedanken für uns Schweizer aus dem Briefe des hl. Cyprian ad Donatum. Von P. Gerard Fähler O. M. Cap.	1
„Christliche Klassiker“? Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor	2
Ein großer Schweizer aus alter Zeit. Von Dr. P. Leodegar Hunzeler O. S. B., Engelberg	9
Pour apprécier P. Bourget romancier. Par le Père Dr. Christophe Favre, Stans	15
Irlands Leid im Liede Von Dr. R. H.	17
Das Latein keine tote Sprache. Von Dr. P. Sibesons Ledbergerer, Einsiedeln	22
Die heilige Taufe im Religionsunterricht. Von Dr. P. Benedict Baur O. S. B.	25
Ein Stück Pädagogik aus der Divina Commedia. Von Dr. P. Gerard Fähler O. Cap., Stans 28,	33
„Unsere Äußenwelt“. Von Dr. P. Karl Baur. Lässer O. S. B.	35
Schutz- und Truhenwaffen zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums in der Neuzeit. Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B.	41, 49
Über und um Thomas von Kempen. Von Rektor Dr. P. Romuald Banz O. S. B.	51, 57
Der Vorist im Griechischen. Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg	59
A propos de la morale des Fables de La Fontaine. Par le Père Dr. Christophe Favre, Stans	61
 Kunststube: Neue Geschichtslehrmittel	24
Napoléon ler écrivain et orateur	39
Tezel ein Bullenhälscher?	46
Praktische Liturgie	47
Von der Realschule ans Gymnasium	47
Das liebste und unliebste Fach	48
Benediktinerschulen	55
Ein Vorläufer Jesu	62
Zur Einheit des Menschengeschlechtes	62
Die Freien im Schächental	62
Le Cours de philosophie du P. Ch. Lahr S. J.	63
Poesie, redende Malerei	64
 Bücherrede	16, 39



# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Neujahrsgedanken für uns Schweizer aus dem Briefe des hl. Cyprian ad Donatum. — „Christliche Klassiker“?

## Neujahrsgedanken für uns Schweizer aus dem Briefe des hl. Cyprian ad Donatum.

Von P. Gerard Fässler O. M. Cap.

Die Geschichte ist nicht nur reich an Tatsachen und literarischen Schätzen aus den ältesten Zeiten, in denen wir Anklänge an jüngste Ereignisse finden, sie hat auch Seiten, die uns fast den Eindruck machen, als hätte ein Seher in weiteste Zukunft geschaut und Dinge und Verhältnisse geschildert, die erst später in vollem Umfange eintreten sollten, wenn auch in seiner Zeit Andeutungen und Anklänge, schwache Bilder daran vorhanden waren.

Diesen Eindruck macht einem besonders eine Stelle aus dem Brief des heiligen Cyprian von Carthago († 258) ad Donatum, deren volle, furchtbare Verwirklichung, — möchte auch seine Zeit an blutigen Schauspielen reich sein, — doch erst unserer Zeit vorbehalten und vor allem für uns Schweizer im und nach dem Weltkriege gemünzt zu sein scheint und zwar einmal wegen des Anklanges an unsere Hochgebirge, dann wegen der Weltkrisen, die die letzten Jahre und zum Teil bis jetzt noch unsere Felseninsel umbrandeten und endlich der Stimmung und der Gefühle wegen, die darin ausgesprochen sind und die vor allem uns Schweizer auch erfüllen sollen.

Die Stelle lautet:

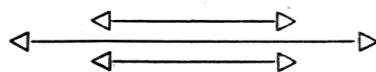
„Paulisper te crede subduci in montis ardui verticem celsiorem; speculare inde rerum infra te jacentium facies, et oculis in diversa porrectis, ipse a terrenis contactibus liber, fluctuantis mundi turbines intuere: jam sæculi et ipse misereberis, tuique admonitus,

et plus in deum gratus maiore lætitia quod evaseris gratuleris. Cerne tu itinera latronibus clausa, maria obsessa prædonibus, cruento horrore castorum bella ubique divisa. Madet orbis mutuo sanguine . . .“ (Prosa christ.)

Ist es nicht, als schriebe der große hl. Bischof von Karthago diese Worte an uns Schweizer während oder unmittelbar nach dem Weltkriege? „Schweizer, denke dich einen Augenblick hinauf auf den höchsten Gipfel deiner heimatlichen Berge! Weit unter dir dehnen sich die Dörfer und Städte, Länder und Meere. Laß deine Augen in alle Weiten schweifen und schaue hinein in die Wirbel der da unten wogenden, flutenden, brandenden Welt, fluctuantis mundi turbines. — Kriegsgreuel verheeren die Länder und gefährden die Meere, die Revolution erhebt ihr Schlangenhaupt, Diebstahl, Mord und Sittenlosigkeit, Bedrückung und Gewalttat nagen und schlagen, rütteln und schütteln an den Fundamenten und Quadern jeder Sicherheit und jeder Ordnung. Madet orbis mutuo sanguine. Aus tausend Wunden blutet die Welt, und der Erdkreis trieft von Bruderblut. Et tu ipse a terrenis contactibus liber. Und du stehst allein auf freier Alpenhöhe unbefriedet und unversehrt. Freue dich und wünsche dir Glück, — quod evaseris. Ist es nicht fast ein Wunder? Oder ist es dein Verdienst? Womit denn hast du es verdient, Schweizer? Stehst nicht auch du tief im Schuldbuch Gottes? Und doch bliebst

du verschont — evasisti. — Darum tuique admonitus, denke an dich selbst, kehre in dich selbst ein, ne quid deterius tibi contingat! Darum ist es auch deine heilige Pflicht, freudig Gott zu danken, ihm umso dankbarer zu sein, wie weniger du dieses Wunder verdient hast — letitia maijore plus in deum gratus, quod evaseris. Doch nicht nur an dich denke. Sind nicht viele, die unschuldig leiden, und verdient

nicht gerade die leidende Welt dein Mitleid und deine Hilfe und braucht sie auch jetzt noch? — Jam saeculi misereberis. Erbarme dich der Welt, aller Leidenden, schau über deine unverehrten Grenzen und hilf. Das ist deine Mission, das ist deine heilige Pflicht, das der schönste Dank gegen Gott und die schönste Bitte: gratiarum actio nova petitio. —



## „Christliche Klassiker“?

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

In der dritten Nummer des verflossenen Jahrganges der „Mittelschule“ machte der Hochw. Professor P. Gerard Fässler O. M. Cap. die Anregung, neben den antiken Schulautoren auch die hl. Schrift und die Kirchenschriftsteller in den Dienst des Gymnasialbetriebes, zunächst im Lateinischen, zu stellen. Hiermit finden gewisse Stimmen ein Echo, die sich in den letzten Jahren wieder mehrfach vernehmen ließen. Ich verweise beispielsweise auf den Artikel: „Klassiker, christliche griechisch-lateinische“ von P. R. Förster O. S. B. in Roloffs Lexikon der Pädagogik II. 1295 ff., und auf den Aufsatz: „Kirchenväter und altklassische Bildung“ von P. Basilus Hermann O. S. B. in der Benediktinischen Monatsschrift 1919, S. 51 ff., von andern, unter denen es auch an Unberufenen nicht fehlt, zu schweigen.

Man wird ohne weiteres mit P. Gerard im Wunsch einiggehen, der katholischen Jugend Ausblicke in die christliche Literatur zu eröffnen und sie dafür zu begeistern.

Man wird ihm auch für den Hinweis auf mehrere in unsrern Kreisen weniger bekannte Schulausgaben von Vätertexten usw. dankbar sein und seine Anregung, eine für unsere Verhältnisse passende Ausgabe zu schaffen, begrüßen. Was die Vorschläge selber betrifft, konnte man sofort mit Befriedigung feststellen, daß sie, mit andern verglichen, maßvoll gehalten sind. Die antiken Klassiker sollen nicht abgeschafft werden, es handelt sich nur darum, neben ihnen auch die Vulgata und altchristliche Autoren in den gymnasialen Schulbetrieb hineinzuziehen.

Nichtsdestoweniger glaube ich, wir können die Aufstellungen des Hochw. Herrn Professors, wenn ich sie recht verstanden habe, nur mit sehr bestimmten Einschränkungen annehmen. Wohl versichert er, die antiken Klassiker müßten nach wie vor „den Hauptbestandteil des alten Sprachstudiums bilden“. Allein nach dem Schema, wie es in der erwähnten Nummer der „Mittelschule“ S. 19 aufgestellt wird, hat es doch den Anschein, als ob die antike und die christliche Literatur sich gewissermaßen zu gleichen Hälften in die verfügbare Zeit zu teilen hätten. Und zwar soll die christliche Literatur schon von den untersten Klassen an als Unterrichtsmittel benutzt werden. Da eine gegenteilige klare Andeutung fehlt, muß ich überdies annehmen, P. G. denke sich die Behandlung der christlichen Literatur am Gymnasium gerade so wie die der antiken Autoren.

Gegen jeden dieser drei Punkte habe ich Einwendungen zu erheben, — ich wiederhole, wenn ich sie richtig aufgefaßt habe. Vielleicht besteht im Grunde kein Gegensatz zwischen meiner Auffassung und derjenigen des verehrten Herrn P. Gerard. Dann mögen diese Zeilen wenigstens zur Klärung der Ansichten beitragen.

Um über unsere Frage ins Reine zu kommen, ist vor allem das Ziel des Klassikerstudiums ins Auge zu fassen. Nach dem Ziele haben sich ja die Mittel zu richten. Das Ziel des altklassischen Unterrichts ist nun nicht religiöse Erbauung, nicht Apologetik, das muß ein für allemal festgehalten werden. Dieses

Ziel ist auch nicht bloß jene Kenntnis des Lateinischen, die dem Priester für die praktische Ausübung seines Berufes unumgänglich notwendig ist; in diesem Falle möchte freilich für den Sprachunterricht eine Grammatik des Kirchenlateins genügen, wie man sie in einigen Frauenklöstern verwendet, um die Chorschwestern notdürftig in das Verständnis der liturgischen Gebetstexte einzuführen; dann wäre auch eine leichte patristische Chrestomathie, denn an irgendwelche größere Schrift eines Kirchenvaters dürfte man sich mangels klassischer Bildung nicht wagen, die selbstverständliche Lektüre. Nein, was wir als das eigentliche Ziel des altsprachlichen Studiums anstreben, ist, man entschuldige, wenn ich hier altbekannte Dinge noch einmal betone, die möglichst vielseitige Entfaltung, „Trainierung“ und Durchbildung der Geisteskräfte. Wir unterscheiden da eine sprachliche, ästhetische und historische Seite. Das Studium der antiken Sprachen soll einmal das Denken üben, an unerbittliche Genauigkeit und Gründlichkeit gewöhnen, durch die Vergleichung der Muttersprache mit den fremden Idiomen das Verständnis ihrer Eigenart vermitteln, da durch das sprachliche Bewußtsein überhaupt schärfen u. s. w. Nach der ästhetischen Seite hin hat das Studium der Klassiker den Geschmack zu verfeinern und zu veredeln, die Phantasie zu bereichern, aber auch in Zucht zu nehmen. Wir suchen bei den Alten überdies den Schlüssel zum vollen Verständnis unserer eigenen Literatur und die Kunstgesetze für die verschiedenen literarischen Gattungen. Endlich soll, allerdings erst in zweiter Linie, die Beschäftigung mit den antiken Geisteswerken im Schüler den geschichtlichen Sinn entwickeln und formen. Er soll in das Geistes- und Kulturleben der Antike eingeführt und zu einer klaren Auffassung der Zusammenhänge und Gegensätze zwischen der Gegenwart und der Vorzeit, zwischen dem Heidentum und dem Christentum befähigt werden.

Nun aber läßt sich jene scharfe, gründliche sprachliche Schulung nicht gewinnen, wenn man dem Schüler von Anfang an wahllos Texte vorlegt, die um Jahrhunderte auseinanderstehen und deshalb große sprachliche und stilistische Verschiedenheiten aufweisen. Das müßte den Anfänger nur verwirren und würde ihn zu keiner

Sicherheit kommen lassen, namentlich ihn nicht an Genauigkeit und Bestimmtheit gewöhnen. Man wird sich also, wenigstens bis er diesen Gewinn gezogen hat, auf eine zeitlich enggeschlossene Periode beschränken, deren Autoren, um mit Tacitus zu sprechen, bei aller individuellen Verschiedenheit doch eine gewisse Verwandtschaft und Übereinstimmung in der Sprache und im Stilgefühl aufweisen. Diese Periode darf aber nicht jene sein, in welcher sich die Sprachgesetze erst entwickelten, noch jene, in der sie sich bereits wieder in Auflösung befanden. So werden wir, was die lateinische Sprache anbetrifft, auf die Zeit Ciceros und Vergils verwiesen, wo die Syntax noch festgefügt war, die Wörter noch ihre scharfumrissene Bedeutung hatten, der logische, von der deutschen Konstruktion so völlig abweichende Periodenbau in voller Blüte stand und die feinfühlige Abgrenzung zwischen Prosa und dichterischem Stil noch mit aller Strenge beachtet wurde. Es war nicht nur Liebhaberei und unbegründetes Vorurteil gegen die Autoren späterer Zeit, sondern methodisch wohlbedacht, wenn die Renaissance aus dem Kanon der Schulklassiker ausschied, was nicht zu jenen Musterschriftstellern der literarischen Blütezeit Roms gehörte.<sup>1)</sup> Wir müssen auf dieser Begrenzung noch mehr beharren, weil den Lehrern der alten Sprachen heutzutage nicht einmal das Drittel der Zeit zu Gebote steht, über die ihre glücklicheren Kollegen in früheren Jahrhunderten verfügten.

In jener vollendeten Sprache nun muß sich der Schüler nicht nur auskennen, er muß sie auch einigermaßen beherrschen. Deshalb die strenge Zucht der Pensa und Auffäze. Ich will nicht einmal darauf hinweisen, daß der katholische Theologe der Sprache Roms doch soweit mächtig sein sollte, daß er einen anständigen lateinischen Brief schreiben, lateinische Altenstücke aufsetzen kann; daß für gewisse wissenschaftliche Veröffentlichungen, ich erinnere an die Einleitungen der Teubnerischen Klassikerausgaben, immer noch das Latein bevorzugt wird u. s. w. Aber es ist nun einmal Tatsache, daß „die Kunst des Übersetzens aus der Fremdsprache, besonders auch aus dem Lateinischen, nur dann ihre vollste Wirksamkeit zu entfalten vermag, wenn durch zweckmäßige grammatisch-stilistische

<sup>1)</sup> Dagegen ließ sie die griechischen Väter zu oder führte sie vielmehr erst ein. Hier lagen eben die Verhältnisse viel günstiger. Basilus, Gregor von Nazianz und Chrysostomus offenbaren in ihren Schriften den vollendeten Attizismus.

Uebungen die Fähigkeit eindringender, scharf zergliedernder Sprachbetrachtung vorbereitet, gefördert, verstärkt wird".<sup>1)</sup>

Was soll es nun heißen, wenn man den Schülern schon auf den untern Stufen in regelmäßiger Abwechslung mit den klassischen Autoren Texte vorlegt etwa von der Art der Acta S. Cypriani, wovon S. 52 des verflossenen Jahrgangs dieses Blattes eine Probe mitgeteilt wurde? Die Versicherung, daß diese Acta zu den „schönsten und bestgeschriebenen gehören“, hilft nicht über die Tatsache hinweg, daß wir hier, ich will von allem andern nicht reden, auch nicht eine Spur vom klassischen Satzgefüge mehr finden. Das gleiche gilt mit wenigen Ausnahmen auch von der Bulgata, die im Schema S. 19 einen so breiten Platz einnimmt.

Ich fürchte, bei solchem Vorgehen werde das erste und unerlässlichste Ziel der alt-sprachlichen Schulung, die sprachliche Sicherheit, Gründlichkeit und Genauigkeit, die jetzt schon auf so große Schwierigkeiten stößt, gar nicht mehr zu erreichen sein.

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt mich der ästhetische Gesichtspunkt.

Was die antiken Autoren zu „Klassikern“ macht, ist vor allem die formelle Vollendung ihrer Schriften. Sie wollen literarische Kunstwerke schaffen: überragendes Talent, außerordentlich sicherer Geschmack und ein eiserner Fleiß setzten sie in Stand, ihre Absicht zu erreichen.

Die Vorstellung spendet aber jene wunderbare Begabung nicht jeder Zeit und nicht jedem Geschlecht. Es ist unleugbar, daß die abendländische Kultur, vom stilistischen und ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, während und nach der westromischen Kaiserherrschaft sich als ein Zeitalter des Verfalls und der Entartung darstellt: eine natürliche Wirkung des „fortwährenden und progressiv wachsenden Prozesses ihrer Assimilation an barbarische Elemente, die ihr ein an der Antike gemessen immer fremdartigeres Gepräge verleiht.“<sup>2)</sup> Die Tätigkeit der Kirchenväter fiel in diese Periode. Sie unterlagen in künstlerischen Dingen den Bedingungen ihrer Zeit. Von den meisten unter ihnen gilt zudem, was

Ebert von den Prosaschriften des hl. Ambrosius bemerkt: er habe „weit mehr durch den Inhalt als durch die Form seiner Schriften gewirkt, die nicht selten ja auch eine recht vernachlässigte ist, schon weil dem so vielfach von praktischer Tätigkeit in Anspruch genommenen Manne . . . bei ihrer Menge die Zeit ganz und gar fehlte, an sie die letzte Feile in gründlicher Weise zu legen oder gar ihre Komposition in Muße heranreisen zu lassen“.<sup>3)</sup> Viele Väter schlossen literarische Zwecke bei ihrem Schaffen geslissentlich aus. Wo sie solche ausnahmsweise verfolgen, schauen sie zu den Klassikern als zu ihren Mustern empor, an denen sie sich bilden, ohne sich je zu schmeicheln, sie zu erreichen. Wir stoßen z. B. in ihren Reden, wie schon Kleutgen betont, auf Stellen von hoher Vollendung hinreißender Gewalt, stürmischer Leidenschaft und erhabenstem Gedankenflug. Aber selten nur finden wir ein Ganzes, einen Guß, den festen Plan, der alle Teile zielgerecht zur Einheit bindet. Fehlt es so in den meisten Fällen am ersten Erfordernis der künstlerischen Form, so vermissen wir anderseits in den wenigen planmäßigen Reden durchgehends die sorgfältige Bearbeitung der einzelnen Teile. Wie vieles hat dagegen gerade in dieser Hinsicht Cicero, an dem ein Bossuet sich bildete, hat Demosthenes, durch den ein Pitt und Fox groß geworden, uns immer noch zu sagen!

Ähnliches wie von den Vätern gilt, nur noch in höherem Maße, von der hl. Schrift. Kein Geringerer als der hl. Basilus braucht den scharfen Ausdruck, sie sei „dem Sinne nach reine Wahrheit, dem Ausdruck nach ungebildetes Ding“.<sup>4)</sup> Nicht viel anders der hl. Augustin.<sup>5)</sup>

Nun liegt aber der ästhetische Bildungszweck des Gymnasiums in erster Linie in der Form. Da kommt alles darauf an, daß man die vollkommensten Muster wähle, also — die Alten! Oder warum sollten wir auf die Bildung verzichten, die sie uns bieten? Weshalb in der Schule das formell Minderwertige heranziehen, wo uns Vollendetes zu Gebote steht? Gilt nicht auch hier das Wort: Für die Jugend ist nur das Beste gut genug?

<sup>1)</sup> Franz Cramer, *Der lateinische Unterricht*, Berlin 1919, S. 106.

<sup>2)</sup> E. Norden, *Antike Kunstsprosa* II. S. 575.

<sup>3)</sup> A. Ebert, *Gesch. d. christl.-lat. Literatur* 2. J., 2. Aufl., Leipzig 1889, S. 172.

<sup>4)</sup> Epist. 339 (ad Libanum), zitiert bei J. Stiglmair S. J., *Kirchenväter und Klassizismus*, Freiburg i. Br. 1913, S. 18.

<sup>5)</sup> Vgl. *Confess.* III, 5.

Aber die Klassiker sollen ja gar nicht verschwinden, Schrift und Väter werden nur hinzugenommen!

Gewiß. Allein wir wissen aus Erfahrung, wie viel es braucht, bis die Schüler über die großen sprachlichen Schwierigkeiten hinweg, die ihnen im Wege stehen, sich in den Stil und den Gehalt eines Schriftstellers hineinarbeiten und so fähig werden, das künstlerische Schöne darin zu erfassen. Seht man nun die Zeit, die bisher auf das Studium der Klassiker verwendet werden durfte, auf die Hälfte herab, was soll dann noch Christliches nach dieser Richtung hin zustande kommen?

Daß manche literarische Gattungen, für die uns die antiken Klassiker die vortrefflichsten Vorbilder geben, in der kirchlichen Literatur überhaupt nicht vertreten sind, darauf will ich hier nicht Gewicht legen. Aber ein Moment kann ich nicht übergehen: das Verhältnis unserer modernen Literaturen zur Antike. Auch in dieser Hinsicht würde eine wesentliche Einschränkung der Klassikerlektüre schädlich wirken. „Denkt man sich“, sagt Willmann, „die klassischen Kenntnisse noch verdünnter als sie schon sind: ...unsere eigene Literatur, soweit sie sich unter Einwirkung der Antike gestaltet hat, würde uns fremd werden. Wir sind durch unsere geschichtliche Stellung einmal darauf angewiesen, den Schlüssel zu unserem Eigentum bei den Alten zu holen.“<sup>1)</sup> Den Schlüssel, füge ich hinzu, auch zum Verständnis der hl. Väter selber, wie schon Mabillon, Hettinger u. a. mit Recht betonen.

Damit streife ich schon den dritten, mehr integrierenden Teilzweck des humanistischen Unterrichts, die historische Bildung. Ich verstehe darunter das wissenschaftliche Eindringen in die Gedanken- und Gefühlswelt der Antike, das Ergründen von Ursache und Wirkung in ihrem wirtschaftlichen, militärischen, politischen und künstlerischen Aufschwung und Niedergang und deren Nachwirken bis in die heutige Zeit hinein, vor allem den Einblick in die Erziehung des Menschengeschlechtes auf Christus hin, das Auffinden der Fäden, die das Christentum mit der antiken Welt verbinden, aber auch die unüberbrückbaren Gegensätze, die die beiden auseinandertrennen, und ohne deren Kenntnis die tiefstgreifende Wendung in der Menschengeschichte, die sich an das

Erscheinen des Gottessohnes knüpft, sich nicht richtig würdigen läßt. Da werden nun freilich auch die Autoren der späteren Zeit herangezogen werden. Aber es handelt sich ja hier um eine Frucht, die überhaupt erst in den obersten Klassen des Gymnasiums gepflückt werden kann, also auf einer Stufe, wo man befugt sein sollte, beim Schüler schon ein sicheres sprachliches Können und ein reiferes Urteil vorauszusezieren, so daß er ohne Bedenken zu Autoren greifen kann, denen die reine Klassizität abgeht. Christliche Autoren sind hier schon deshalb am Platz, um den Gegensatz zwischen antiker und christlicher Weltanschauung zu beleuchten. Aber man wird der Natur der Sache nach doch von den Alten ausgehen und auch hier immerhin der Gefahr vorbeugen müssen, daß der Schüler vor lauter Bruchstücken „von der Totalität eines Werkes keine Vorstellung erhält, darum auch nicht den Respekt vor Geisteswerken lernt und des idealen Umganges mit der bedeutenden Persönlichkeit des Autors, wie ihn nur die Beschäftigung mit dem ganzen Werke gewährt, verlustig geht“.<sup>2)</sup>

Die Frage nach der Zulässigkeit der altchristlichen Literatur im altsprachlichen Unterricht muß also mit Berücksichtigung des Zweckes, denn dieser Unterricht verfolgt, m. E. dahin beantwortet werden: Den Grundstock der Lektüre bilden die antiken Klassiker. Sie müssen durchweg überwiegen, in den unteren Klassen aber fast ausschließlich herrschen. Man wird also kirchliche Texte hier höchstens als Ausnahme, zur Abwechslung und Anregung und nur für kurze Zeit, keineswegs aber als Grundlage der sprachlichen Schulung übersetzen lassen. Weiter darf man in den mittleren Klassen gehen, besonders was die Griechen anbetrifft. Im reichsten Ausmaß dürfen sie in den obersten Klassen verwendet werden, aber auch hier erst an zweiter Stelle, und mit Berücksichtigung der verfügbaren Zeit. Die Bulgata und andere formell anfechtbare Texte sind im allgemeinen wegzulassen. Am ehesten würde ich noch eine gute Sammlung von Sprüchen aus den Sapientialien zum Auswendiglernen begrüßen. Der herrliche Inhalt ist hier oft auch in der lateinischen Uebersetzung in eine nahezu klassische Form geprägt. Sonst aber greife man für die hl. Schrift wenigstens zum griechischen Text.

<sup>1)</sup> D. Willmann, Didaktik als Bildungslehre, 2. Aufl., Braunschweig 1895, II. S. 120.  
<sup>2)</sup> D. Willmann aaO. S. 115.

So sollen denn die schönen Vorteile, wie sie eine christliche Pädagogik aus der Väterlektüre ziehen möchte, die religiöse Vertiefung, die apologetische Bereicherung, einer leeren Pedanterie geopfert werden? Ist nicht das Uebernatürliche wertvoller als das Natürliche? Steht die religiöse Erziehung nicht über der reichsten bloß weltlichen Bildung?

Gewiß. Aber man ziehe einmal die Konsequenzen, die man aus diesen Prämissen für den alt sprachlichen Unterricht herholt, auch für die andern Fächer, für die andern Lebensgebiete, und man sieht sofort, auf welch schiefen Bahn wir damit geraten. Die natürlichen Bedürfnisse und natürlichen Pflichten werden durch unsere übernatürlichen Bedingungen nicht aus der Welt geschafft. Eine g e d i e g e n e religiöse Bildung setzt die weltliche voraus. Und es ist nun einmal so von Gott eingerichtet, daß wir zur Besorgung der natürlichen Lebensforderungen viel mehr Zeit und Mühe aufwenden müssen als für die übernatürlichen, es genügt, daß wir sie durch die richtige Absicht dem höhern Ziel ein- und unterordnen. Auf dieses Verhältnis weist schon der Dekalog hin mit dem einen Sabbat und den sechs Werktagen. Wir müssen durchaus daran festhalten: der nächste und unmittelbare Zweck der alt sprachlichen Stunden ist nicht die religiöse Förderung, — dazu gibt es andere Zeiten, Übungen und Veranstaltungen — sondern die humanistische Durchbildung. Darnach hat sich die Lektüre zu richten.

Doch sehen wir einmal hie von ab und untersuchen wir unsere Frage gerade vom christlich-pädagogischen Gesichtspunkt aus. Das Ergebnis wird m. E. kein anderes sein, als wie es sich schon mit Rücksicht auf den Zweck des alt sprachlichen Unterrichts darstellt, es wird nur nach gewisser Richtung hin noch genauer bestimmt werden.

Zuerst muß ich da für Fernerstehende einer Illusion vorbeugen. Es kann gar keine Rede davon sein, daß Gymnasiasten jemals die großen Gestalten der Kirchen-

väter aus ihren Schriften kennen lernen und den vollen Gehalt und die Bedeutung ihrer Werke erfassen können. Dazu müßte man ihnen die Hauptwerke der Väter vorlegen, jene Schriften, in denen die Tiefe ihrer Exegese, der Schwung ihrer Spekulation, die Wucht ihrer Gedanken, der Scharfsinn ihrer Polemik ihre Triumphe feiern. Daß solche Werke nicht eine Lektüre für Gymnasiasten sind, versteht sich ohne weiteres. Wer dafür z. B. die *Civitas Dei* vorschlägt, wie es schon geschehen ist, der weiß nicht, was er schwägt, und zeigt, daß er noch nie einen Blick in diese gewaltige Geistesschöpfung geworfen hat. Treffliche Theologen haben gesagt, bevor man die Väter lese, müsse man den hl. Thomas studieren. Die „Gingeweihten“ wissen, was damit gemeint ist! Kein Zweifel, die Väter gehören ins theologische Seminar, nicht auf das Gymnasium. Wer das übersieht, der verwechselt die Mittel mit dem Ziele. Bei den Kirchenvätern selber finden wir allgemein die Anschauung: die Klassikerlektüre ist das unerlässliche Mittel, wodurch der jugendliche Geist für die ernsteren und tieferen Studien erst vorgebildet werden muß.<sup>1)</sup> Diese tiefen und ernstern Studien, das Ziel, waren in ihren Augen die hl. Schrift und was die Väter in ihren Schriften boten. Dort handelt es sich um die Form, hier um den Gehalt. Dort um die Bereitung des Bodens, hier um die Aussaat. Dort um die Vorschule zur Theologie, hier um die Theologie selber. Wer das Verhältnis umkehrt, wer das Ziel zum Mittel erniedrigt, versteht nicht nur gegen die Pädagogik, sondern verlegt auch das religiöse Empfinden.

In der Tat, auch dort wo man die Auswahl des Stoffes nach den Kräften der Schüler bemüht, will mir die Verwendung der christlichen Literatur, als Schulbuch, um daraus die alten Sprachen zu studieren, wie eine Entweibung des Heiligen vorkommen. Das gilt vor allem von der hl. Schrift. Wer weiß nicht, mit welcher Erfurcht die Kirche dieses Buch der Bücher behandelt wissen will! Nicht umsonst haben mehrere Konzilien, so ein Konzil zu Köln

<sup>1)</sup> Gewissermaßen das Experiment dazu machte der hl. Augustin. Er disputierte mit zwei Schülern, Trygetius und Licentius, über die Ordnung der Vorlesung im Universum. Den tiefen philosophischen Fragen, die sich dabei aufrollten, waren die jungen Leutchen bald nicht mehr gewachsen. So führt er sie denn auf einen Boden, auf dem sie sich sicherer zu bewegen wußten, er leitet das Gespräch auf die Ordnung, die man im Studiengang einzuhalten habe: zuerst die sieben freien Künste, angefangen mit der Grammatik: das ist der Weg zur Theologie. Zur Aspannung und wie zur Befräftigung läßt er sich von ihnen ihr alltägliches Pensum, ein halbes Buch Vergil, auswendig auffragen. (De ordine I, no. 25; II, no. 25 ff.)

1549, die Verwendung der hl. Schrift als Schulbuch streng verpönt.

Wer mit dem wirklichen Schulbetrieb bekannt ist, begreift dies leicht. Wozu müssen die Klassiker, namentlich in den untern Klassen, herhalten? Um an ihnen die Sprache zu studieren. Da wird jeder Satz analysiert, um nicht zu sagen seziert, die vorkommenden Formen und syntaktischen Regeln ausgehoben und eingepaukt, oft nur einige Säckchen in der Stunde, der Inhalt gilt sozusagen nichts, es handelt sich nur um die Sprachformen, die müssen sitzen! Zu Hause dann das Wälzen der Dictionäre, das Einprägen der Wörter und Wendungen! Das gehört nun einmal zur Schularbeit. Und nun sehe man an die Stelle des Cornelius oder Cäsar kirchliche Texte oder gar die Bibel!

Für die obern Klassen wird mehr die Einführung in die Kunst und den Gehalt der Klassiker betont. Aber wenn auch die Formendrescherei, so hört doch die Mühsal nicht auf. Die Schwierigkeiten, wie sie die Texte eines Demosthenes, Sophokles, Thukydides, eines Tacitus und oft genug auch Horaz dem Verständnis entgegenstellen, sind sehr groß. Es ist oft vielmehr ein mühseliges Herausklauben als, wie man sich das von weitem so vorstellen mag, ein frisches, fröhliches Lesen. Bis die Schüler sich soweit in den Klassiker hineingearbeitet haben, daß ihnen die Augen aufgehen, daß die Lust und Freude beginnen möchte, ist schon ein halbes oder ganzes Jahr um. Das gleiche wäre aber auch beim Studium der christlichen Schriftsteller der Fall. Ihre Sprache bietet vielfach noch erheblichere Schwierigkeiten als die der genannten Autoren. So stehen sicherlich Gregor von Nazianz und Basilus einem Demosthenes in dieser Beziehung nicht nach, Prudentius ist oft viel schwieriger als Horaz, an einzelnen Stellen fast gar nicht zu enträtseln, eben deshalb, weil seine Sprache weniger durchgearbeitet ist. Und wer, der sich in Augustinus vertieft hat, weiß nicht, welche Anforderungen seine Perioden und Satzgefüge an den Schüler stellen müßten, von den schwierigeren Werken eines Tertullian gar nicht zu reden! Aber auch wenn man sich nicht gerade an das Schwerste wagt, sind der Steine und Dörner auf dem Wege noch genug.

Nun nehme man einmal die Jugend wie sie ist. St. Augustin erzählt, daß er den Homer gehaßt habe, obwohl er ebenso

schön erzählte wie Vergil, den er liebte. Warum? Weil ihn die Mühsal des Griechischlernens und Uebersezens verdroß: es ging nur unter hartem Zwang. Eberhard von Béthune schildert (zu Beginn des 13. Jahrhunderts), wie die Knaben seiner Zeit den Donatus mit ihren Tränen benehmen und den Cato in Stücke rissen. Und haben wir es nicht schon selber erlebt, daß die Schüler am Ende des Schuljahres ihren "Corneli" oder Lysias oder Süpfe einem feierlichen Auto da Fé unterwarfen? Die jungen Leute betrachten eben nur allzugern jede Anstrengung als eine Dual und rechnen dann gelegentlich mit den Büchern und Autoren, die sie als die Ursache ihrer Leiden betrachten, in unliebsamer Weise ab.

Das ist bedauerlich, doch ist schließlich der Schaden nicht allzugroß: die Schüler haben aus dem Autor gewonnen, was sie daraus gewinnen mußten. Der Mohr hat seinen Dienst getan, er mag gehen! Aber die Sache zeigt doch ein ganz anderes Gesicht, wenn ein solches Geschick die ehrwürdigen Namen eines Chrysostomus, eines Augustinus oder gar die hl. Schrift treffen sollte. Man hätte gerade das Gegenteil von dem, was man mit der Lektüre der heiligen Texte beabsichtigte.

Dieses Gegenteil könnte auch leicht aus einem andern Grund eintreten. Sehen wir den Fall, es werde ein Semester den hl. Vätern gewidmet. Die Schüler haben also Tag für Tag Homilien oder andere geistliche Reden zu übersetzen. Auch wenn wir absehen von der nicht selten befremdenden allegorischen Schrifterklärung, von den Widerlegungen der oft so spitzfindigen, heute völlig ungenießbaren Argumente der damaligen Häretiker u. s. w., Dinge, mit denen wir bei jenen Schriftstellern immer rechnen müssen, so ist die Gefahr sehr groß, daß diese Sättigung mit geistlichen Stoffen zur Uebersättigung wird und eine dauernde Abneigung zurückläßt.

Vieles hängt dabei freilich von der Persönlichkeit und dem Takte des Lehrers ab, ja der Lehrer gibt den Ausschlag. Wie ein tüchtiger Lehrer aus der altklassischen Lektüre eine Fülle von ethischen, apologetischen und religiösen Werten hervorzuholen weiß, — daß er dies tue, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, versteht sich für jeden, der nicht bloßer Unterrichter, sondern auch Erzieher ist, von selbst, — so werden beim schlechten Lehrer die herrlichsten Bibel- und Vätertexte grau in grau bleiben, und

dann ist es besser, er lasse sie unberührt. Man übersehe auch nicht jene „Imponderabilien“, die selbst dem besten Lehrer übel mitspielen können, die Zufälligkeiten, wie sie beim Schulbetrieb nun einmal nie ganz zu vermeiden sind. Eine alberne Schülerfrage, eine ungeschickte Uebersetzung kann die Wirkung der schönsten Stelle töten.

Was ergibt sich aus alledem? Wie der Zweck des Gymnasiums, so verbieten auch triftige pädagogische Gründe, die christliche Literatur den antiken Klassikern im Schulbetrieb gleichzustellen, also die Zeit zwischen ihnen zu teilen und jene von unten auf in gleicher Behandlung wie diese für das Sprachstudium auszumünzen. Der hl. Schrift gegenüber ist die größte Zurückhaltung geboten. Was die übrige altchristliche Literatur betrifft, dürfte folgender Vorschlag annehmbar sein: Man lese mit den Schülern, die in die Sprache schon einigermaßen eingeweiht sind, also von der 5., frühestens der 4. Klasse an, von Zeit zu Zeit passende und ansprechende Stücke; am ehesten empfehlen sich dazu die Reden. Man wähle leichte Texte, so daß die Schüler die „Freude des Könnens“ dabei empfinden. Man behandle diese Stoffe in der Schule nicht „statarisch“, sondern „kursorisch“, bleibe also, wo es zum Verständnis nicht durchaus nötig ist, an den Formen und Regeln nicht hängen, sondern lenke die Aufmerksamkeit vor allem auf den Gehalt, die Kraft der Sprache, die einzelnen Stilschönheiten.

Nicht wenig wird es zum Erfolge beitragen, wenn man diese Lektüre auf eine besondere geeignete Zeit ansetzt, auf passende kirchliche Festoktaven oder an das Ende eines in den Religionsstunden behandelten Stoffes; man lese z. B. wenn die Lehre von der Gegenwart Christi im heiligsten

Altarssakrament durchgenommen ist, die vierte mystagogische Katechese des hl. Cyrill von Jerusalem oder eine Auswahl aus den vielen eucharistischen Stellen des hl. Chrysostomus (natürlich in der griechischen, nicht in der Religionsstunde!) u. s. w. Zuviel darf es nicht sein, sonst würde der eigentliche Zweck des sprachlichen Studiums zu sehr in die Enge gedrängt. Es ist aber auch nicht viel nötig. Denn um eine gründliche Einführung auch nur in einen der bedeutendern christlichen Autoren kann es sich hier, wie schon gesagt, gar nicht handeln. Das aber, was sich erreichen läßt, was auch der Hochw. P. G. anstrebt, wird mit wenigem eher erzielt werden als mit vielem; es besteht darin, daß wir die Jugend auf diese Literatur aufmerksam machen, sie dafür begeistern und ihr die Anregung geben, in gereifterem Alter sich eingehend damit zu befassen.<sup>1)</sup> Man lasse sich auch nicht die eine oder andere Stunde reuen, um die Schüler in das römische Missale und die Læsung der lateinischen „Imitatio Christi“ einzuführen, damit sie sich gewöhnen, diese Bücher zu gebrauchen.

Das nicht tun, wäre in einem katholischen Gymnasium gewiß eine Unterlassungssünde, die sich nicht leicht verantworten ließe. Aber im ganzen und großen, glaube ich, haben wir sie uns nicht vorzuwerfen. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist an unseren Schulen hierin bedeutend mehr geschehen als in früheren Zeiten.

Ich hoffe, mit diesen Ausführungen nicht zu weit ab vom Richtigen geraten zu sein. Ich weiß mich damit eins mit der Auffassung eines Kleutgen, eines Hettinger und anderer kompetenter Größen. Bessern Gründen werde ich mich jederzeit gerne fügen.

Und griff ich jauchzend nach den Sternen,  
So war's die Sehnsucht nur nach Licht;  
Zwar blieb mir vieles noch zu lernen,  
Doch jene Sehnsucht reut mich nicht.  
Sie hat im Dunkel meines Lebens  
Die reinsten Flammen stets geschürt,  
Und darum hoff' ich nicht vergebens,  
Daß sie mich einst nach Hause führt.

Eichelbach.

<sup>1)</sup> Ein ansprechendes Muster, wie sich ein kleines patristisches Literaturstück in der Schule fruchtbar behandeln läßt, lese ich soeben in der 1. Nr. des 9. Jahrganges der „Grüße aus Maria Hilf“, S. 26 ff.: eine feinsinnige Erklärung des ambrosianischen Hymnus der Sonntagslaudes von Prof. Dr. R. Kündig. Es sei mir gestattet, hier an die überaus poetische Verwertung des dort besprochenen Motivs in Clemens Brentanos Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ zu erinnern.

# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Ein großer Schweizer aus alter Zeit. — Pour apprécier P. Bourget romancier.  
— Bücherecke.

## Ein großer Schweizer aus alter Zeit.

Von Dr. P. Leodegar Hünzeler O. S. B., Engelberg.

Am 8. April feiern die Schweizer Benediktiner das Fest eines Heiligen, der zu den interessantesten Gestalten unserer väterländischen Kirchengeschichte gehört, des hl. Notker des Stammes von St. Gallen. Dieser große Gelehrte, Lehrer und Künstler verdient es, daß anlässlich seines bald wiederkehrenden Festtages auch an dieser Stelle pietätvoll seiner gedacht werde, ist doch sein ganzes Leben und Wirken ein Stück Schweizer-Schule im edelsten Sinne des Wortes. Es sind zwar in den letzten Jahren verdienstvolle Arbeiten über Notker erschienen, aber vielen Lesern dieses Blattes dürften sie bloß zum Teil oder gar nicht bekannt sein; in Rücksicht darauf scheint uns ein kurzer Notker-Artikel hier am Platze. Wir haben die verschiedenen Arbeiten über Notker, besonders die schönen Ausführungen von Winterfeld und Müller (siehe Literaturverzeichnis) dankbar benutzt, aber auch die primären Quellen, so weit sie uns zur Verfügung standen und die Zeit es erlaubte, zu Rate gezogen. Es leitete uns dabei einzig der Wunsch, die liebenswürdige Persönlichkeit Notkers möchte allen Erziehern der katholischen Schweizerjugend mehr und mehr bekannt werden.

Notker entstammte einer in der Gegend von Tönschwil in der alten Gaugrafschaft Thurgau ansässigen Familie und wurde dort jedenfalls um das Jahr 840 geboren. Es waren gerade die stürmischen Zeiten, wo die Söhne Ludwigs des Frommen in heftigem Bruderkampf miteinander rangen, um dann drei Jahre später das herrliche Reich Karls des Großen zu Verdun in drei Teile aufzulösen. Als junger Knabe

lauschte Notker, wie er selber erzählt, oft den Schilderungen eines alten Kriegsmannes Adelbert, (des Vaters seines späteren Lehrers Werinbert), der noch an den Kriegszügen des großen Karl teilgenommen hatte und spannend davon zu erzählen wußte. Wenn Notker später ein so reizendes Büchlein über Karl den Großen schreiben konnte, so hat gewiß dieser alte Degen auch sein Verdienst daran.

Jedenfalls schon früh kam Notker zur Ausbildung in die Schule des nahen Gotteshauses St. Gallen. Aus bescheidenen Anfängen heraus hatte sich diese berühmte Pflanzstätte geistiger Bildung bereits zu hoher Blüte entwickelt. Verschiedene glückliche Umstände hatten dabei mitgeholfen; große, weitblickende Lebte wandten der Schule ihre ganze Sorgfalt zu, der Verkehr mit Italien, mit den großen deutschen Abteien und dem fernen Irland brachte Anregungen wissenschaftlicher und künstlerischer Natur, angesehene Lehrer zogen die lernbegierige Jugend an und verschafften der Bildungsstätte steigenden Ruhm. Die Schule hatte zwei Abteilungen, eine innere für den Nachwuchs des Klosters und eine äußere für die Söhne der Vornehmen, die zu Füßen der gelehrten Mönche ihre Bildung holen wollten, um nachher als Weltpriester oder Laien in die Welt zurückzukehren. Doch siedelte wohl manch ein froher Scholar dieser äußern Schule nachher in die innere über, um in den Kriegsdienst des himmlischen Königs einzutreten. Bei unserm Notker wenigstens ging es so.

Er kam zuerst an die äußere Schule. Hier lauschte er dem Unterricht des berühmten Lehrers Iso, dem er später seine

dichterischen Erstlingsversuche zur Prüfung vorlegte<sup>1)</sup>). Doch bald finden wir ihn als Schüler der innern Schule, wo der sangeskundige Fre Mönchal und Werinbert, der Sohn jenes Kriegers Adelbert, seine Lehrer wurden. Was Notker zu diesem Übertritt bewegte, wissen wir nicht genau. Jedenfalls war es nicht eine Nötigung von außen, sondern frei gewollter Gehorsam gegen den Ruf Gottes. Auch die zarte, schwächliche Körperkonstitution, über die Notker selber so gerne spottet, mag ihm gesagt haben, daß das stille Leben des Mönches besser für ihn sei, als das des Weltpriesters oder gar des Soldaten. Er nennt sich aeger et balbus<sup>2)</sup>, einen Kranken und Stammer, und gibt sich damit selbst den Beinamen, der ihm bis heute geblieben ist.

Nachdem der junge Mönch unter der Anleitung erfahrener und gelehrter Männer sich ein umfassendes Wissen angeeignet hatte und in die Hallen des Priestertums eingetreten war, begann die praktische Lebensarbeit. Sie war reich und vielseitig. Wir treffen Notker im Jahre 890 als Vorsteher der Klosterbibliothek<sup>3)</sup>. Bei dem regen geistigen Leben des Klosters war eine reichhaltige Bücherei ein dringendes Bedürfnis, dem die weitblickenden Abte Gozbert und Grimald volle Aufmerksamkeit geschenkt hatten. So konnte der Bibliothekar Notker einen schönen Bücherbestand antreten. Er arbeitete nun mit unermüdlichem Eifer für dessen Bereicherung. Wir erfahren das von ihm selber, wenn er sagt, daß er mit Gottes Gnade der Bibliothek des hl. Gallus vieles hinzugefügt habe<sup>4)</sup>). Wie lange Notker Bibliothekar blieb, wissen wir nicht; jedenfalls längere Zeit, es ergibt sich das einerseits aus obiger Neuübertragung, anderseits aus dem engen Zusammenhang zwischen diesem Amt und seiner Gelehrtentätigkeit.

Aber der arbeitsame und vielseitige Mann ist auch auf einem ganz anders gearteten Posten tätig, dem des Hospitarius oder Vorsteher des Klosterhospizes. Dieses war schon vom hl. Othmar, dem ersten Benediktinerabt von St. Gallen um die Mitte des 8. Jahrhunderts begründet worden, hatte aber im 9. Jahrhundert eine bedeutende Erweiterung erfahren. Wenn

man bedenkt, welch großartige Gastfreundschaft von einer Abtei wie St. Gallen in damaliger Zeit gefordert wurde, so begreift man, daß das Amt des Hospitarius kein allzuleichtes sein konnte, daß viel Liebe, Geduld und Demut dazu nötig war. Aber gerade diese Tugenden besaß Notker in heroischem Grade und diente nach der Mahnung seines Gezeuggebers St. Benedikt in den Kranken und Fremdlingen seinem Meister Christus. Urkundliche Zeugnisse über die Tätigkeit Notkers als Hospitarius haben wir aus den Jahren 892 und 894<sup>5)</sup>). Zudem scheint er für Vergabungen an das Hospiz sich verwendet zu haben.<sup>6)</sup>

Doch das eigentlichste und ihm teuerste Arbeitsgebiet Notkers war die Erziehung und Schule. Unter all den hervorragenden Männern, die im 9. und beginnenden 10. Jahrhundert in St. Gallen lehrten, war er ohne Zweifel der bedeutendste und geistvollste. Als solchen verehrten ihn seine Zeitgenossen, und als solcher lebte er fort in der Erinnerung der Nachwelt.

Zum Lehrer eignete sich Notker schon durch seine außerordentlichen Kenntnisse. Der Klosterchronist von St. Gallen, Ekkehard IV. erzählt uns eine hübsche Anekdote, die den Ruhm Notkers als Mann von hoher Gelehrsamkeit anschaulich zum Ausdruck bringt<sup>7)</sup>). Einmal (es war im Jahre 883) kam König Karl (III.) nach St. Gallen auf Besuch. Bei dieser Gelegenheit legte er dem berühmten Lehrer allerhand Fragen vor, die Notker ihm prompt beantwortete. Als er am folgenden Tage wieder abreisen wollte, sagte des Königs Kaplan, ein anmaßender und stolzer Mann, beim Anblick Notkers zu seinen Begleitern: „Seht da den Mann, von dem man sagt, es gebe keinen gelehrteren im Reiche Karls. Ich aber will, wenn ihr es wünscht, den so außerordentlich gelehrten Mann zu eurem Vergnügen auf die Probe stellen und ihn etwas fragen, was der berühmte Mann nicht weiß.“ Die Höflinge traten hinzu und wünschten das neugierig zu hören. Der demütige Mann stand auf und fragte sie, was sie wünschten. Jener Unglückliche aber sagte: „Wir wissen, hochgelehrter Mann, daß du alles weißt; erkläre uns, wenn du es weißt, was jetzt der liebe Gott im Himmel tut.“ „Das weiß

<sup>1)</sup> Dümmler, a. a. D. S. 224.

<sup>2)</sup> Hymnus auf St. Stephan. Dümmler, a. a. D. S. 226.

<sup>3)</sup> Meyer von Knonau G., Ratperi Casus S. Galli; St. Gallen 1872, S. 73. <sup>4)</sup> Dümmler, a. a. D. S. 225.

<sup>5)</sup> Meyer von Knonau G., Ratperi Casus S. 72. <sup>6)</sup> Vgl. Müller J. a. a. D. S. 5.

<sup>7)</sup> Meyer von Knonau G., Ekkeharti Casus a. a. D. S. 139 ff.

ich sehr wohl," antwortete Notker, „er tut, was er immer tut, und was er dir bald tun wird, er erhöht die Demütigen und erniedrigt die Stolzen.“ Nun ward der Spötter selber von den Seinen verspottet, und noch am gleichen Tag ging Notkers Wort an ihm in Erfüllung. Er stürzte vom Pferde, mußte im Kloster gepflegt werden und wurde durch Notkers Wunderkraft geheilt.

Mag diese Anekdote, die anderthalb Jahrhunderte nach Notkers Tod niedergeschrieben wurde, auf Wahrheit beruhen oder nicht, sie zeigt uns sicher, daß Notker in der lokalen Ueberlieferung den Ruf eines außerordentlich gelehrten Mannes genoß. Und das mit Grund; die Briefe Notkers an seine Schüler Salomo und Waldo, die das Formelbuch des Bischofs Salomo von Konstanz<sup>1)</sup> enthält; sowie seine Briefe an Bischof Liutward von Vercelli<sup>2)</sup> und den Mönch Lantbert<sup>3)</sup> zeigen deutlich das allseitige wissenschaftliche Interesse und die große Belesenheit Notkers.

Er verband aber mit seinem vielseitigen Wissen eine glückliche Pädagogik. Dafür spricht schon die vorzügliche Disziplin, die gerade zu Notkers Zeit an der St. Galler Schule herrschte. Ein hübsches Bild davon bietet die berühmte Episode beim Besuche Konrads I. im Jahre 911. Der König ließ, erzählt uns der interessante Plauderer Ebohard IV.<sup>4)</sup>, Aepfel auf den Boden der Kirche streuen, um zu sehen, ob unter dem jungen Studentenvolke die Ruhe und Sammlung dadurch gestört würde. Aber siehe, auch der Kleinste blieb ruhig, sodaß der Kaiser seiner hohen Bewunderung dafür Ausdruck geben mußte. Solche Episoden sind, sollten sie auch bloß symbolisch wahr sein, höchst wertvoll; sie zeigen uns den Geist, der unter Notkers Leitung an der St. Galler Schule herrschte.

Ein anschauliches Einzelbild der Pädagogik Notkers bietet uns sein brieflicher Verkehr mit dem bereits oben genannten Bruderpaar Salomo und Waldo. Ersterer ist der nachmalige Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz Salomo III., letzterer wurde später Bischof von Freising<sup>5)</sup>. Beide waren in St. Gallen Notkers Zöglinge gewesen, und er bewahrte den beiden hochbegabten, aber etwas freiheitslustigen Jüng-

lingen nach der Trennung ein treues Andenken. Er wußte, daß sie von Gott für den Altar bestimmt seien, und wird daher nicht müde, mit wirklich mütterlicher Liebe seine jungen Freunde, vor allem Salomo, zu warnen und zu mahnen. Er hatte vernommen, daß besonders Salomo den Freuden des Lebens allzusehr nachgehe; das erfüllt ihn mit ernster Besorgnis. Er mahnt die Brüder zuerst, die Wissenschaften mehr zu pflegen, damit sie das, was sie einst von ihm gelernt, nicht vergessen. Hierauf schlägt er noch ernstere Töne an, zum Lehrer gesellt sich der Priester und ruft dem sorglosen Salomo kraftvoll seine Pflichten in Erinnerung:

„Du bist zum Priester des Herrn geweiht,  
Was kümmerst dich Land und Eitelkeit,  
Doch du der Weltlust zugewandt,  
Unreines röhrest mit reiner Hand?“<sup>6)</sup>

Er mahnt den Gefährdeten, über seine Sinne zu wachen und Aug und Ohr auf Gott hinzurichten. Eindringlich warnt er ihn vor dem Einfluß der Weiber:

„Hast einer du vor den andern acht,  
Gleich wirst du von allen ausgelacht:  
Und liebst du sie alle, das ganze Geschlecht,  
Dann ist es wieder der einen nicht recht.“

Dann fährt er in originellem Tone weiter:

„Du sei ein Mann; affektierter Klang  
In der Stimme, und müder, schlaffer Gang,  
Geschminkte Brauen, rasiertes Bart,  
Dazu der Teint interessant und zart,  
Dergleichen halte dir weit vom Leib:  
Das ist des Teufels Zeitvertreib.  
Dein Amt ist Beten, vergiß es nicht;  
Die geistlich Blinden, du bist ihr Licht,  
Bist Christi Glied.“

Ob der Zurechtgewiesene dem Mahner große oder nicht, er kann nicht anders sprechen:

„Ich schreib dir nimmer in anderm Ton,  
Und wäre Silber und Gold mein Lohn,  
Noch schreid mich, was mir viel ärger ist,  
Wenn du deshalb auf mich böse bist.“<sup>7)</sup>

Auf diese von der Baterliebe eingegangenen Mahnungen hatte Notker eine Antwort erwartet. Doch sie trifft nicht ein, und das schmerzt ihn tief. Er greift wieder zur Feder und schreibt seinem Sorgenkind ein kurzes Verslein:

„So spricht die Liebe, wer Liebe hat, antwortet,  
Der Un dankbare schweigt, der Dankbare spricht  
laut.“<sup>8)</sup>

Doch es kommt kein Lebenszeichen von dem so treu geliebten Schüler; dafür trifft

<sup>1)</sup> Monumenta Germaniae. Formulae, S. 390 ff. <sup>2)</sup> Dümmler, a. a. D. S. 224. <sup>3)</sup> S. 229.  
Schweizergeschichte. M. F. Zürich 1893, S. 132 ff.

<sup>4)</sup> Meyer von Kononau G., Ekkeharti Casus. S. 56.

<sup>5)</sup> Winterfeld P. von, a. a. D. S. 185. <sup>6)</sup> a. a. D. S. 186.

Teilweise übersetzt bei Oechsl. W. Quellenbuch zur

<sup>7)</sup> Dümmler, a. a. D. S. 224. <sup>8)</sup> S. 229.

<sup>9)</sup> Bgl. Meyer G. a. a. D. S. 61.

<sup>10)</sup> Dümmler, a. a. D. S. 225.

die Nachricht ein, Salomo sei krank geworden, eine neue Sorge für den bekümmerten Vater. Die Gefahr geht glücklich vorüber, aber die Antwort auf des Erziehers Briefe bleibt immer noch aus. Nun schweigt auch er und bestraft die Beiden mit scheinbarer Gleichgültigkeit, bis schließlich Waldo um Verzeihung bittet. Der Lehrer kennt keinen Groll, er verzeiht gerne, aber dann hält er den beiden Sündern eindringlich das Unschöne ihres Benehmens vor; er vergleicht sich launig mit der Henne, die Entlein ausgebrütet hat und ihnen angstvoll nachrennt, wenn sie zum ersten Mal das Wasser aufsuchen. Sie mögen doch endlich der Henne gehorchen, sonst müsse er sich von ihnen zurückziehen.

Wir haben dieses Stimmungsbildchen etwas ausführlicher dargelegt, weil darin die Erziehungsweisheit Notkers anschaulich zu Tage tritt. Wie vielen mag er so gejrieben, zu wie vielen unter vier Augen in ähnlicher Weise gesprochen haben! Er vertritt die Pädagogik Christi, die männlichen Ernst mit väterlicher Güte paart und an keinem jungen Menschen verzweifelt.

Ein nicht weniger rührendes Zeugnis für das schöne Verhältnis zwischen Notker und seinen Schülern liegt auch in der von Ekkehard erzählten tragischen Geschichte des freiheitslustigen Stürmers Wolo. Es war ihm in den Klostermauern zu eng geworden; aber weil er sie nicht verlassen konnte, stieg er auf den Turm, um wenigstens das Auge durch die grünen Wälder schweifen zu lassen, da doch der Fuß gefesselt war. Da fiel er herab und war tödlich verletzt. Man spendete ihm die Sakramente. Auch Notker eilte herbei. Der Sterbende reichte ihm die Hand und sprach: „Dir und den heiligen Jungfrauen, die du stets verehrst, empfehle ich meine sündige Seele.“ Notker aber beugte sich über ihn und sprach: „Heilige Jungfrauen, im Vertrauen auf euch nehme ich die Sünden dieses Bruders auf mich und empfehle uns beide euerm Schutz.“ Und er weinte laut. Der Sterbende aber drückte nochmals heftig des Lehrers Hand und verschied unter den Gebeten aller. Notker wusch und begrub ihn selber und beteuerte, daß er in Zukunft die Pflichten zweier Mönche erfüllen wolle.<sup>1)</sup> Vaterliebe über das Grab hinaus!

Das St. Galler Totenbuch nennt Notker kurz „magister“, Lehrer. Als solchen haben wir ihn kennen gelernt und gesehen,

dass er ein idealer Jugendbildner war, der dem jugendlichen Geiste reiche Geistes schätze vermittelte und zugleich die Seelen für Gott erzog. Aber das Sterbebuch fügt dem Namen Notkers noch die Worte bei; „qui sequentias composuit, der die Sequenzen verfaßte.“ Und wirklich würden wir Notker nur zur Hälfte kennen, wollten wir seine große Bedeutung als religiöser Dichter übersehen. Seine Sequenzen gehören zum Schönsten, was die religiöse Lyrik hervorgebracht, sie zeigen uns, daß der demütige Mönch von St. Gallen auch ein gottbegnadigter Dichter war.

Die erste Anregung zu seiner Sequenzendichtung erhielt Notker von Frankreich her. Im Jahre 862 kam ein Mönch des Klosters Jumièges in Nordfrankreich nach St. Gallen und brachte ein Antiphonarium mit sich. Notker, damals noch ein ganz junger Mönch, beobachtete darin etwas, das ihn sofort interessierte. Den langen Allelujamelodien nach dem Graduale waren Texte unterlegt, um dadurch die Melodie leichter dem Gedächtnis einzuprägen. Die Idee gefiel ihm, und er entschloß sich, sie für den Gesang der Galluskirche zu verwerten. Bald war ein erster Versuch fertig, den er seinem Lehrer Iso vorlegte. Dieser kritisierte ihn energisch, und Notker suchte weiter. Es gelang besser und besser; während der Franzose einfach jeder Note eine Silbe unterlegt hatte, brachte Notker Rhythmus und Gefühl hinein, und so entstanden Kabinettstücke religiöser Lyrik, die etwas durchaus Neues bedeuteten. Die literaturgeschichtliche Bedeutung dieser Gedichte Notkers liegt vor allem darin, daß er das der deutschen Poesie eigene Gesetz des Rhythmus grundsätzlich an Stelle der Silbenmessung treten läßt; die Gedichte Notkers führen so eine Bewegung zum Siege, welche die karolingische kirchliche Dichtung überhaupt charakterisiert und darauf ausgeht, an Stelle der Silbenlänge die Tonstärke zur Grundlage des Verses zu machen. Die Vertreter dieser Richtung und vor allem Notker werden dadurch die Begründer der wunderschönen Hymnenpoesie des Mittelalters, die auf dem gelegten Grund aufbauend prächtige Lieder schuf, bis der Humanismus verständnislos ihr das Todesurteil sprach. Schon daraus ist ersichtlich, welch wichtige Stellung Notker in der Geschichte der kirchlichen Dichtung einnimmt.

In Bezug auf das engere Gebiet der

<sup>1)</sup> Meyer von Knonau G., Ekkeharti Casus,

Sequenz<sup>1)</sup> aber ist er wenigstens für Deutschland dessen Begründer. Gewiß empfing er die Anregung von außen, aber was er vorsah, war nichts im Vergleich zu dem, was er daraus durch seinen hohen dichterischen Genius machte. Einen würdigen Nachfolger fand er leider nicht, sein Schaffen war Anfang und Höhepunkt zugleich; erst 200 Jahre später stellten die Franzosen in Adam von St. Viktor ihm einen Ebenbürtigen an die Seite. Wie weit Notkers Schaffen im Ausland Einfluß hatte, wird schwer genau zu bestimmen sein. Sicher regte er in Italien die Sequenzendichtung an, und auch Frankreich ist von seinem Einfluß kaum ganz frei geblieben, so sehr dort andere Quellen dieser Dichtungsart in Betracht fallen.<sup>2)</sup> Infolge dieses eigentlich europäischen Einflusses des einfachen Mönches nennt ihn Singer mit vollem Recht den größten Dichter und Komponisten, den die Schweiz je besessen und zwar „nicht nach dem schwankenden Maßstabe irgend eines subjektiven Geschmacksurteiles, sondern nach dem objektiv feststellbaren der Wirkung in Raum und Zeit.“<sup>3)</sup> In diesem gewiß nicht von irgendwelcher Vor-eingenommenheit, sondern von objektiver Würdigung ausgehenden Urteil wird auch vom Komponisten Notker gesprochen. Sequenzkomponist war Notker, schon bevor er Sequenzendichter war, und nachher verband er den Dichter und den Komponisten, wenn auch nicht immer, so doch sicher oft bei Schöpfung fehllicher Lieder; ein Vergleich mit dem „Kunstwerk“ Richard Wagners ist da wohl nicht ganz unberechtigt; besonders wenn man die Stellenweise echt dramatische Anlage der Sequenzen Notkers berücksichtigt.

Betrachten wir schließlich Notkers Sequenzen losgelöst von ihren literaturgeschichtlichen Voraussetzungen und Folgen rein für sich, was wollen sie sein? Es sind Preisgesänge auf die Geheimnisse und Feste des Kirchenjahrs, die dem Festgedanken feierlichen Ausdruck geben. In der Form geben sie den alten streng geregelten Strophenbau auf und bewegen sich in freien Rhythmen, die aber in der Anpassung des Textes an die Melodie und den auszudrückenden Inhalt ein feines künstlerisches

Empfinden verraten. Eine ganz ähnliche Gedichtform treffen wir z. B. bei Goethe; ich erinnere u. a. an „Mahomets Gesang“.

Stellenweise verwendet Notker überaus glücklich die Natur zum Ausdruck seiner Stimmung und das mit einer Tiefe des Gemütes, die an Walther von der Vogelweide oder Natursänger späterer Zeit erinnert.

Als Beispiel mögen in deutscher Uebersetzung nach Winterfeld<sup>4)</sup> wenigstens ein Stück von Notkers Osterlied und die Sequenz auf den Samstag nach Ostern folgen:

#### Auf Osterm:

Dem aus Grabesnacht  
Auferstandenen Heiland huldigt die Natur:  
Blum' und Saatgesäß  
Sind erwacht zu neuem Leben;  
Der Vögel Chor  
Nach des Winters Raureif singt sein Jubellied.  
Heller strahlen nun  
Mond und Sonne, die des Heilands Tod verstört,  
Und im frischen Grün  
Breist die Erde den Erstandnen,  
Die, als er starb,  
Dumpf erbebend ihrem Einsturz nahe schien.

#### Auf den Samstag nach Osterm.

Preisend ihren Geliebten  
Lobinge laut Christi Kirche,  
Um die Vater und Mutter er verließ,  
Unsrer Schwachheit sich unterwand als Gott,  
Dem Tempel gab den Scheidebrief.  
Ihre Gnadengaben, Jesu Christ, sind entslossen der  
heiligen Seite dein;  
Deines Kreuzes Anker hält ihr Schiff  
In der Brandung des Lebens dieser Welt.  
Weil sie dir lieb als dein Weib,  
Weilst du in Gaza, allein um ihre Tore zu spren-  
gen;  
Aus der Gewalt der Feinde sie zu erretten; be-  
strittest du den Riesen  
Goliath, würfst ihn nieder mit einem einzigen Stein:  
Und sieh, im Schatten der Rebe,  
Christe, führt ihren Reigen feierlich die Kirche dein;  
Da du im Garten erstandest, hast du den Blüten-  
garten deines Paradieses,  
Den lang verschloßnen, aufgetan den Deinen, Herr  
Jesu.

Die Sequenzen sind Notkers schönste Gedichte, seine Seele lebte ganz in den heiligen Welten der Liturgie und aus dieser von der Liturgie genährten Seele quollen die heiligen Lieder spontan hervor. Sie werden auch nur dem voll und ganz verständlich werden, dem die Ideenwelt der Liturgie vertraut geworden ist.

<sup>1)</sup> Das Wort „Sequenz“ ist älter als die damit bezeichnete Gedichtform. Es wurde schon für die textlosen Melodien gebraucht und heißt soviel wie: Das was folgt (nämlich dem vorausgehenden Text).  
Vgl. Schubiger a. a. D. S. 40 II. 5. <sup>2)</sup> Vgl. Müller a. a. D. S. 14. <sup>3)</sup> Singer Dr. S. Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter. Bern 1916. S. 7. <sup>4)</sup> Winterfeld P. von, a. a. D. S. 192.

Der gemütvolle Poet fand aber auch andere Liedertöne, er konnte sogar einen kostlichen Humor spielen lassen. Famos ist diesbezüglich sein Gedicht vom Wunschbock<sup>1)</sup>. Als humorvoller und interessanter Plauderer zeigt sich Notker in seinem reizenden Büchlein über den großen Karl, zu dessen Absfassung ihn Karl der Dicke bei seinem Besuch in St. Gallen aufgefordert hatte. Notker erzählt hier eine Menge kostlicher Anekdoten, die er von seinem Lehrer Werinbert, dessen Vater, dem Kriegermann Adelbert, und wohl auch aus dem Volksmund über Kaiser Karl erfahren hatte und die das in den Geschichtswerken gebotene Bild des berühmten Kaisers glücklich ergänzen. Der Leipziger Inselverlag hat in neuerer Zeit das Büchlein unter dem Titel: „Notker der Stammier, die Taten Karls des Großen“ einem weiten Publikum zugänglich gemacht.

Auch ein Leben des hl. Gallus scheint Notker geschrieben zu haben, doch sind nur Bruchstücke davon erhalten.

Auch diesen kurzen, trockenen Notizen ergibt sich, wie viel allseitige Begabung in dem unscheinbaren St. Galler Mönch, der sein ganzes Leben in seinem Kloster zubrachte, verborgen war. Notker war ein genialer Mann, der zu den größten Gestalten des deutschen Mittelalters gezählt werden muß. Möge es der Wissenschaft gelingen, diesen großen Geist immer besser zu würdigen und im wahren Lichte seiner Verdienste leuchten zu lassen.

Doch was das Schönste ist an diesem großen Mann: sein Genius und sein Schaffen standen ganz im Dienste Gottes; Notker war nicht bloß Gelehrter und Künstler, er war in erster Linie ein Heiliger, ein regeltreuer Sohn des hl. Benedikt und gottbegeisterter Priester. Daher denn auch seine kindliche Demut, die in St. Gallen fast sprichwörtlich war und die ihn stets mit einer Art Verachtung von sich selber sprechen läßt. „Balbus“ den Stammier, „eden-

tulus“, den Zahnlosen<sup>2)</sup> nennt er sich; als ein „Kräcker“, ein „Stammier“, „ein mit Fehlern behafteter Mensch“, mit „besleckter Zunge“ singt er das Lob des hl. Stephanus<sup>3)</sup> n. f. w. Wir begreifen es, daß Notker in der Klosterüberlieferung schon bald nach seinem im Jahre 912 erfolgtem Tode als Heiliger galt; als solchen bezeichnet ihn Ekkehard IV.<sup>4)</sup> Der liturgische Kult Notkers in seinem Kloster scheint im 13. Jahrhundert eingesetzt zu haben<sup>5)</sup>, eine Ausdehnung dieses Kultus auf die Diözese Konstanz erfolgte unter Leo X.<sup>6)</sup> In neuerer Zeit wurde die liturgische Ehrung Notkers auf die ganze schweizerische Benediktinerkongregation ausgedehnt.

Wir Schweizerkatholiken aber haben allen Grund, auf diesen Mann, der uns so viel gab und so ganz der Unfrige ist, stolz zu sein. Wenn objektive Forscher aus andern Lagern mit eigentlicher Begeisterung von Notker sprechen, dann dürfen wir, die ihm am nächsten stehen, nicht zurückhaltender sein. Wir haben letztes Jahr zu Ehren Gottfried Kellers Feste veranstaltet, weil er als Schweizerdichter uns besonders nahe steht. Wir haben ihm dabei viel, vielleicht allzuviel übersehen und vergessen, was er gegen uns gesagt und geschrieben hat. Wie viel mehr müssen wir Männer wie Notker preisen und lieben, mit denen uns Bande des Blutes und des Geistes aufs engste verbinden. Und wenn einmal der hl. Notker gar Patron der höhern katholischen Schulen der Schweiz würde und sein Fest, eventuell unter Preisgabe des St. Katharinatages, von unsern Lyzeisten als Feiertag begangen würde, so wäre das nur eine verdiente Ehrung des ebenso großen als demütigen Heiligen von St. Gallen. Der Mann, der einst auf Erden die Jugend so selbstlos und treu liebte, wäre gewiß der sturmumtobten Schweizerjugend von heute ein treuer Fürbitter am Throne des Erlözers.

Benützte Literatur: Ekkeharti (IV) Casus sancti Galli. herausgegeben von G. Meyer von Knonau. St. Gallische Geschichtsquellen III. St. Gallen 1877. — Müller J., Notker als Lehrer und Dichter. Separatabdruck der Ostschweiz 1912, Nr. 96—109. — Meyer von Knonau G., Lebensbild des hl. Notker von St. Gallen. Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich. Bd. XIX. Zürich 1875. — Winterfeld P. von, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. 2. Aufl. München 1917. — Dümmler Dr. Ernst, St. Gallische Denkmale aus der karolingischen Zeit. Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. XII. Zürich 1850. — Schubiger, P. Anselm, Die Sängerschule St. Gallens vom achtzen bis zwölften Jahrhundert. Einsiedeln 1858. — Meyer, P. Gabriel O. S. B., Geschichte der Schule von St. Gallen im Mittelalter. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte 10, 33 ff.

<sup>1)</sup> Winterfeld P. von, a. a. O. S. 172. <sup>2)</sup> Monumenta Germaniae, Script. II 760. <sup>3)</sup> Dümmler a. a. O. S. 226. <sup>4)</sup> Meyer von Knonau G., Ekkeharti (IV) Casus. S. 131. <sup>5)</sup> Vgl. Müller J. a. a. O. S. 35 A. 83. <sup>6)</sup> Meyer von Knonau G., Ekkeharti Casus, S. 131 A. 451.

## Pour apprécier P. Bourget romancier.

Par le Père Dr. Christophe Favre, Stans.

En 1885 P. Bourget déjà connu comme poète et comme critique publie *Cruelle Enigme*, ce livre comparable, à la fois par sa brièveté et son action sur la jeunesse, aux *Méditations* de Lamartine (L. Bertrand). Le prodigieux succès de ce livre, au moment où les suffrages allaient à l'école sensualiste (Zola, Flaubert), est dû au talent de l'auteur et plus encore au souffle d'affranchissement qui passait à travers cette œuvre. Enfin! on était sorti du cloaque naturaliste. Au lieu de l'éternelle peinture des pires laideurs humaines, Bourget, se rangeant nettement dans l'école spiritualiste, entreprenait la «peinture de l'amour moderne». Amour «souillé et pourtant épris de pureté, affreusement égoïste et brutal, et pourtant assoiffé d'idéal et de sacrifice, amour spleen, amour morbide, qui courbe l'intellectuel sous la loi de l'instinct et qui, en même temps, l'exalte par des mirages de félicité impossible, en lui rappelant sa vraie nature qui est d'aimer le Bien unique». (Bertrand.) Champ immense et complexe auquel Bourget malgré ses évolutions et ses étapes est resté fidèle. Il étudia cet amour d'abord en *psychologue* pur, puis le psychologue s'est doublé d'un *moraliste*, et enfin d'un *chrétien*.

I. Bourget *psychologue*. Avant son retour à la pleine lumière, il se figurait non sans plaisir, une manière de psychologue pur, indifférent à la morale, oubliant volontairement d'en tenir compte, satisfait de constater sans juger, mais en outre s'arrêtant avec une particulière complaisance aux états dangereux de l'âme. Oeuvre de dilettantisme scientifique, d'analyste sans doctrine. Citons pour cette période *Cruelle Enigme*, cette histoire subtile d'une chute d'âme. Là, sans doute le mal s'appelle le mal et le bien s'appelle le bien, mais le mal triomphe et demeure plutôt séduisant.

II. Bourget *moraliste*. La première période fut de courte durée. «Qu'il le veuille ou non, a-t-il écrit lui-même, tout conteur est un moraliste.» Les théories et les consé-

quences destructives de la littérature impressionniste et impersonnelle de l'époque contribuèrent à l'engager dans cette nouvelle voie. Pour représenter, il faut vivre, il faut agir; de plus, l'écrivain n'est pas seul dans le monde, il est d'une caste, d'une patrie, d'une société qui lui imposent des devoirs; il est de plus volonté, sensibilité, conscience aussi. Les conséquences d'une action ne sont point indifférentes. Bonnes ou mauvaises elles engagent la responsabilité de leur auteur: *obligation morale* et *responsabilité*, deux grandes idées sur lesquelles va reposer toute l'œuvre du Bourget futur. Le moraliste est déjà presque chrétien dans *Mensonges* (1887); il l'est davantage encore dans *le Disciple* (1887), où il restaure si énergiquement, avec l'idée morale, celle de responsabilité. Et pourtant une dizaine d'années encore sa morale sera plutôt philosophique que nettement chrétienne. «Ce qui importe, dit-il lui-même, c'est que notre conclusion philosophique sur la vie humaine, à laquelle nous arrivons par l'analyse des passions, ne soit pas différente de celle à laquelle elle arrive par la Révélation.» Bourget reste encore un «chrétien de désir», et son christianisme n'est qu'un «christianisme immanent.»

III. *Le chrétien*. Dans une *Préface*, datée de 1899 et qui ouvre l'édition de ses *Oeuvres complètes* Bourget écrit ces paroles significatives: «Cette longue enquête sur les maladies morales de la France actuelle, . . . m'a contraint de reconnaître, à mon tour, la vérité proclamée par des maîtres d'une autorité bien supérieure à la mienne, à savoir que, pour les individus comme pour la société, le christianisme est à l'heure présente la condition unique et nécessaire de santé et de guérison». Désormais Bourget deviendra toujours plus le grand reconstructeur social et c'est visiblement au christianisme qu'il demande ses matériaux. Vers les années 1898 et 1899 on a beaucoup parlé de sa «conversion». *L'Etape* renferme une profonde étude de psychologie religieuse qui pourrait bien être une au-

obiographie. Il y décrit les hésitations, les scrupules intellectuels et moraux, les répulsions secrètes de Jean Monneron en même temps que sa sympathie croissante pour le catholicisme, et, sous l'action des épreuves de la vie, son besoin croissant aussi d'une foi véritable. *Un Divorce* et *l'Emigré* montrent le dédale de contradictions, l'enchaînement de difficultés inextricables et de tragédies domestiques, les dissolutions irrémédiabes auxquelles est exposée une société par l'affaiblissement des principes sociaux et chrétiens. Dans *Cosmopolis* et ailleurs Bourget reprend la même démonstration pour l'idée de patrie. Dans *le Démon de midi*, il affirme la nécessité d'une discipline de l'esprit et des mœurs, et par

conséquent d'une autorité supérieur à toute discussion, d'un magistère infaillible qui règle cette discipline. *Le Sens de la mort* nous montre une expérience, qui, en face des droits de la raison, légitime une fois de plus les droits de la foi. Le sens de la mort y devient le sens de la vie: la vie humaine n'est possible et le monde habitable qu'à la condition de se nier elle-même par le sacrifice. Bref, l'œuvre de Bourget ne fait désormais que nous représenter la nécessité sociale de l'ordre, de l'autorité des aristocraties permanentes et traditionnelles, — le rôle vital des élites. Prise dans son ensemble, elle est une grande œuvre qui a exercé une profonde et bienfaissante influence.<sup>1)</sup>

## Bücherecke.

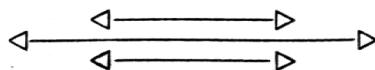
**Wasserzieher, Dr. Ernst, Schlechtes Deutsch.** Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1921. 58 S.

Ein sehr lehrreiches Büchlein! Verfasser durchgeht nach einer orientierenden Einleitung die einzelnen Wortarten und weist dabei überall auf falsche oder unpassende Redeweisen hin. Daran schließen sich, zwangslässig aneinander gereiht, einige Kapitel über Unlogisches, s-Gebrauch, Mundartliches, Kaufmännisches usw. Die zahlreichen Beispiele sind Zeitungen, Büchern, amtlichen Erlassen und dem mündlichen Verkehr entnommen. Das reichhaltige Schriftchen zeugt von geschultem Sprachgefühl und wird nicht bloß dem Deutschlehrer, sondern jedem, dem daran gelegen ist, ein

reines Deutsch zu schreiben, gute Dienste leisten. Beherrzung verdienen auch die den Ausführungen vorangestellten sieben Sprachregeln: Brauche, wo es irgend möglich ist, Zeitwörter; brauche nicht unnötig zusammengesetzte Wörter; drücke dich einfach aus; brauche öfter die Tätigkeits- als die Leideform; brauche keine Modewörter; sei höflich, aber nicht überhöflich; meide Fremdwörter.

In Einzelheiten kann man anderer Ansicht sein, als der Verfasser. Warum soll z. B. die deutsche Sprache an sich wertvoller sein, als die französische (S. 10)? Warum soll „der“ Tiber gespreizt sein, „die“ Tiber dagegen nicht (S. 28)? Warum soll man Büro, Schöfför schreiben müssen (S. 50); wird das Wort dadurch ein deutsches? Doch das sind Kleinigkeiten, die den Wert des Ganzen nicht beeinträchtigen

P. L. H.



<sup>1)</sup> Auteurs consultés: V. Giraud, dans *Rev. des deux mondes*, février et mars 1911; L Bertrand, *id.* 15 déc. 1920, Longhaye, *Le XIX siècle*, vol. IV 77 sqq. — L'abbé Bethléem permet aux jeunes gens la lecture des livres suivants de Bourget: *Sensations d'Italie*; *Un Divorce*; *L'eau profonde*; *Les pas dans les pas*; *Les deux Sœurs*; *Un Saint*; *Outre mer*; *le Fantôme*; *Cosmopolis*, *Monique*; *la Terre promise*; *Laurence Albani*; — la lecture des romans suivants est indiquée sous la rubrique: Romans dont on pourrait, moyennant des raisons proportionnées, permettre la lecture à de grandes personnes suffisamment averties: *Le démon de midi*; *Le sens de la mort*; *Lazarine*; *Némésis*; *Le justicier* (*Romans-Revue*, Août-Sept. 1919).

# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Irlands Leid im Liede. — Das Latein keine tote Sprache. — Kunststube.

## Irlands Leid im Liede.

Von Dr. R. H.

Es ist eine Erscheinung ganz eigener Art, daß der Mensch nicht bloß in Zeiten höchster Freude, sondern auch größter Not und tiefsten Schmerzes seiner Seelenstimmung im Liede Ausdruck gibt. Das Lied ist gleichsam die goldene Schale, die bald die Träne, das Blut der Seele, wie man sie genannt, auffängt, bald den Schaumwein der Freude und der Lust aufnimmt, der aus dem Herzen quillt. In trüben Stunden täuscht die goldene Fassung gleichsam über den trüben Inhalt hinweg und verleiht der Seele selbst etwas von der Kraft und dem Glanz des edlen Metalls. Nicht selten sind gerade Zeiten der Unterdrückung und des Krieges ein günstiger Nährboden für die Entwicklung des Liedes gewesen und haben das Sprichwort: «Inter arma silent musae» widerlegt.

Als die Spartaner zurzeit des zweiten messenischen Krieges in schwere Not gerieten und sich an das delphische Orakel wandten, riet ihnen der Gott bei den Athenern Hilfe zu suchen. Sie taten es, und die Athener schickten ihnen den Tyrtäus, einen scheinbar nicht besonders klugen und noch dazu lahmen Schulmeister. Das kam fast einer Verhöhnung gleich, und doch wog seine Unwesenheit in Sparta ein Hilfsheer auf. In dem unscheinbaren Körper lebte eine gottbegnadete Dichterseele. Tyrtäus begleitete die spartanischen Heere auf allen Zügen, sang auf dem Marsche, vor der Schlacht und abends bei den Wachtfeuern von den Taten der Väter und ihrer Helden Größe. Staunend lauschten die Krieger und sangen selber mit, und mit den Worten und den Weisen zog der kriegerische Geist und der Löwenmut der Heldenahnen in das Herz der Sänger.

Das Lied gab dem Schwerte erst die rechte Schärfe.

In den Tagen nationaler Schmach erstarke in den deutschen Freiheitskriegen das Nationalgefühl, geschürt zumal durch Joseph von Görres' Donnerworte, und begeisterte einen Arndt, einen Körner und andere zu jenen unsterblichen Liedern, die wie elektrische Funken in der Soldatenseele zündeten und sie zu den glänzendsten Waffentaten begeisterfen.

Und auch als in den ersten Tagen des August 1914 eine Kriegserklärung nach der andern, gleich krächzenden Raben, Unheil verkündend nach Deutschland flog und schwere Wetterwolken am östlichen und westlichen Himmel emporstiegen, da zogen die deutschen Heere unter den Klängen der alten Soldatenlieder aus zum blutigen Strauß. Das Lied, das der Germane in frohen Stunden, bei Pflug und Hammer, am Altar vor seinem Gott, an der Wiege des Säuglings, bei frohem Feste und am offenen Grabe nicht missen konnte, es folgte denn auch im Kriege, in Gefahr und Tod. Er summte es leise zwischen den Zähnen auf dem Vorposten, es verkürzte ihm die Zeit im nächtlichen Biwak, er schmetterte es aus voller Kehle beim stürmischen Angriff, es half ihm hinweg über das Heimweh, erleichterte ihm die Strenge des Marsches, ließ ihn Hunger und Durst, Wind und Wetter vergessen und vom siegreichen Heimgang unter Sang und Klang ins teure Vaterland träumen.

Im Liede hat nun auch jenes kleine, den Germanen stammverwandte Volk, auf Eris grüner Insel sein jahrhundertelanges Leid und Weh in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht, und gerade heute, wo

das arme Irland wieder einem Vulkan gleicht und seine Söhne lieber verhungern und verbluten als ihre Freiheitsideen opfern, mag die Erinnerung an den Sang eines großen Iren in manchem Herzen stille Wehmut und herzliches Mitleid wachrufen.

Irlands Geschichte und Geschichte. Es hat den Traum der Freiheit und der Erlösung vom englischen Foch durch Jahrhunderte geträumt. Die vereitelten Hoffnungen und fehlgeschlagenen Versuche ließen diesen Gedanken nicht ersterben, nein, sie schürten nur die Flamme und nährten sie mit neuer Höhe. Aus Irlands Leid ward Irlands Lied geboren. Geflungen hat es durch die Jahrhunderte, bald flagend, bald hoffend, bald leise, bald stürmisch. Ihre Hochspannung und vollste Stimmung aber erhielten die Saiten der irischen Volksseele erst durch den Freiheitssänger Thomas Moore (1779—1852), einen Zeitgenossen O'Connells. „Alles, was Irland im Laufe von fünf oder sechs Jahrhunderten unter englischer Herrschaft gelitten“, sagt der feinsinnige Biograph Moores, A. Stockmann S. J.,<sup>1)</sup> „alles, was in dieser Zeit an Sonnenstrahlen und Gewitterstürmen über die Grüne Insel dahingegangen, alles, was die zarte, in ihren heiligsten Gefühlen so tief verletzte Seele des geknechteten Volkes bei der Erinnerung an eine große Vergangenheit und an die Leiden der auf sie folgenden Perioden, beim Anblick der Schmach und Erniedrigung in der Gegenwart und der stolzen Überhebung des Feindes bewegen möchte: die freudige Wehmut im Hinblick auf die sagenumwobenen Heldenataten der alten irischen Könige, der Abscheu vor dem fremden, hinterlistigen Eroberer, der Racheschrei über die Vertreibung von Haus und Herd unter Elisabeth und Jakob I., das nationale, einmütige Verdammungsurteil der Schlächterei eines Cromwell und Treton, die verhaltene Verbitterung und geheime Wut gegen das gehässige System der Zwangs- und Ausnahmengesetze, die Empörung über die schonungslose Unterdrückung der missglückten Aufstände von 1798 und 1803, endlich die persönliche Trauer des Dichters um den teuersten Freund, der als letztes Opfer für die so heiß ersehnte, aber immer von neuem in unerreichbare

Ferne gerückte Freiheit sein Leben auf dem Schafott endigte: all das findet einen hinreizenden, einzig schönen und hochpoetischen Ausdruck in den unsterblichen „Frischen Melodien“ . . . des irischen Freiheitssängers und nationalen Barden Thomas Moore.“

Lauschen wir einigen Akkorden seiner Leier. — Vorerst erinnert er sein Volk an Irins große Vergangenheit, an seine Helden, besonders an den König Brien Borombe, welcher die Dänen in 25 Gefechten überwand, und schließlich selbst als Sieger von Clontarf im Gewühl der Schlacht den Tod fand (11. Jahrhundert). Das Schlachtlied schließt mit dem flammenden Appell an die Zeitgenossen, es den Ahnen gleich zu tun, um nicht vor der Sonne erröten zu müssen, die diese Helden sterben sah.

„Vergeßt eure Ahnen nicht! Seider ein Held Wollt' ewigen Ruhm sich erwerben,  
Ihr Blut färbte rot rings das blühende Feld,  
Doch sie flohn nicht und siegten im Sterben!  
Die Sonne, die auf eure Waffen jetzt blinkt,  
Sah sie fallen im Glanz ihres Lebens;  
Laßt die Sonne erröten nicht, wenn sie  
versinkt,  
Vor Scham, daß sie starben vergebens.“

Die glorreiche Vergangenheit bildet einen schroffen Gegensatz zur traurigen Gegenwart. Tiefe Melancholie ergreift das Herz des Dichters. Es ist ihm, als liege die Rettung noch in weiter Ferne, nur in schwachen Bildern erkennbar, ähnlich denjenigen des Fischers, der an einem stillen Abend Irins versunkene Herrlichkeit im Meeresgrund zu sehen glaubt. Diese Vergangenheit gilt's in ihrer ganzen Größe und Schönheit vor die Seele zu zaubern, um nicht träumerischer Trostlosigkeit zu verfallen.

„Laßt Erin gedenken der alten Zeit,  
Da keiner Verrat noch gesonnen:  
Als Malachi<sup>2)</sup> trug noch das Goldgeschmeid,  
Das vom stolzen Feind er gewonnen.  
Als das Banner grün in die blut'ge Schlacht  
Noch den Rotzweig-Rittern<sup>3)</sup> winkte,  
Eh' des Westens Kleinod, der helle Smaragd,<sup>4)</sup>  
In des Fremden Krone blinkte.“

Der Fischer am See, der die Neige flicht  
In der Abendkühle Sinken,  
Im Wasser die runden Türme erblickt,

<sup>1)</sup> Thomas Moore, der irische Freiheitssänger, 1910. Herder. Die folgenden Proben irischer Lyr. sind dem Werke Stockmanns entnommen.

<sup>2)</sup> Frischer König im 10. Jahrhundert, der die Dänen besiegte und ihren beiden Führern einen kostbaren Goldschmuck und ein Schwert im Kampfe wegnahm.

<sup>3)</sup> Ein alter irischer Ritterorden.

<sup>4)</sup> Irland, die Smaragdinsel.

Die aus andern Tagen winken.  
So steig' entschwund'ne Herrlichkeit  
Herauf vor unserm Gedächtnis,  
Doch es seufzend schau' durch die Wogen  
der Zeit  
Versunkenen Ruhmes Vermächtnis."

Klingt das eben genannte Lied in stille Wehmut aus, so bricht doch wieder durch Nacht und Dunkel der Strahl der Hoffnung sich Bahn, der Gedanke, daß Irlands Freiheit nur schlummere im Herzen seiner Heldenföhne, um zu gegebener Zeit machtvoll aufzuleben. So in dem Liede von der Harfe:

Die Harfe, deren süßer Klang  
So seelenvoll und rein  
Die Hallen Taras einst durchdrang,  
Sie ruht verstummt, allein.  
So schlafst der Stolz vergangner Zeit,  
Der Wunsch nach Ehre nun,  
Und Herzen, treu einst und bereit,  
Sie schweigen und sie ruhn.

Nicht mehr zu heitner Feste Pracht  
Schwellt Taras Harfenklang,  
Die Saite nur, die in der Nacht  
Zerreißt, tönt schrill und bang.  
So wacht auch jetzt die Freiheit nicht,  
Ob leis im Schlaf sie bebt,  
Ob grollend manch ein Herz auch bricht,  
Bezeugend, daß sie lebt.

„Eine edle tiefe Trauer“, sagt A. Stockmann, „beherrscht alle jene Gesänge, in denen die einzelnen Etappen der Knechtung Irlands durch die Fremden berührt werden. . . Ein allegorisch aufzufassendes Lied . . . gibt dem Schmerz über die unglückliche Schlacht an der Boyne (1690) Ausdruck, vor allem über den Geist der Zwietracht, der als Kölcher, gespickt mit vergifteten Pfeilen, symbolisiert wird. Erin wirft den Kölcher in den Fluß, aber ihr Feind bringt ihn immer wieder zur Oberfläche. Verzweifelt ruft schließlich die todmüde, verlassene Maid: „Wann wird dies enden?“ Der Dämon antwortet: „Niemals!“

Doch die düstere Stimmung und trübe Resignation darf nicht das Feld behaupten. Drum wacht die Kühnheit und Hoffnung des irischen Kriegers im Kampfe gegen den Erbfeind wieder trügig auf in dem Sange: „Vor der Schlacht“. Aber nachdem die Würfel gefallen und Erin abermals der Übermacht erlegen ist, sentt sich aufs neue mit bleierner Schwere die Wehmut in die Heldenseele. Wenn sie nicht hoffnungslos zusammenbricht, so verdankt sie es dem Ausblick in die freien Regionen eines bessern Jenseits, dem Glauben an die Freiheit „im unent-

weihten Himmelschein“. Diese Freiheit heißt den Tod willkommen; durch ihn allein bewahrt sie sich vor der Sklaverei im Leben. Das Glaubensmotiv ringt sich siegreich durch der Verzweiflung Weh in dem herrlichen Liede: „Nach der Schlacht“.

„Die Nacht umhüllt des Siegers Wehr,  
Den Berg zeigt uns der Blize Glut,  
Wo der Besiegten müdes Heer  
Stand klein und schwach, doch voll von Mut —  
Der Kühnheit blieb ihr Lohn versagt,  
Verzweiflung schleicht ins Herz hinein,  
Wer fühlt, welch Weh im Helden nagt,  
Dem Ehr' und Leben blieb allein?“

Der Freiheit schöner Traum zerrann,  
Der Jugend heißer Wunsch zerstieb; —  
Sie warten, bis der Tag bricht an  
Und ihnen Licht zum Leben gibt. —  
's gibt eine Welt, wo Freiheit blinkt  
Im unentweihten Himmelschein;  
Wenn uns die Welt im Tode winkt,  
Wer möchte leben d Sklave sein?“

Mit gebrochenen Schwingen glaubt man Erin am Boden liegen und verbluten zu sehen, aufgegeben selbst vom Dichter, wenn er schmerzübermannt ausruft:

„Fahr wohl, Erin! Fahrt wohl, ihr alle,  
Die stumm ihr weint bei unserm Falle!“

In dem Maße aber, wie die Hoffnung schwindet, steigt die Glut der Liebe. Mit der Tiefe des Leides wächst die Zartheit und Weichheit des Gefühles. Irland in seinem größten Elend wühlt alle Tiefen der Empfindung in der Dichterseele auf und löst den höchsten Grad leidenschaftlicher Ergriffenheit in ihr aus. Wie eine Mutter gerade für das unglücklichste ihrer Kinder die zärtlichste Anhänglichkeit zeigt, so der Sänger für seine geknechtete, zertretene Heimat. Das geht hervor aus dem herrlichen Liede:

Dich vergessen?

„Dich vergessen! Solange mein Herz sich  
regt,  
Iß's für dich, armes Land, stets in Liebe  
bewegt,  
Trotz all deines Kummers, trotz all deiner  
Qual  
Lieb' ich mehr als die übrige Welt dich zumal!  
Wärst du glorreich und frei, wärst du mächtig  
und hehr,  
Erste Blume der Welt, schönste Perle im  
Meer,  
Ich würd' auf dich blicken, erfreut und er-  
götz —  
Aber könnt' ich dich lieben inniger als jetzt?“

Dein rinnendes Blut und dein schmerzliches  
Weh,  
Es macht deinen Söhnen dich teurer als je:  
Wir gleichen dem Pelikan, trinkend voll Lust  
Neue Lieb' aus der blutenden Mutterbrust."

An Erhabenheit der Gedanken und Tiefe  
der Empfindung reichen wohl nicht zu viele  
Gesänge der Weltliteratur an diese herrlichen  
Strophen heran. Sie mußten von zündender  
Wirkung auf die irische Volksseele sein und  
ihr die jahrhundertlange Geschichte ihres  
Leidens in unauslöschlichen Zügen einprägen.  
Von ähnlichen Stimmungen durchzittert ist  
ein anderes Lied, in dem sich zwei scheinbar  
widersprechende und doch meist vereint auf-  
tretende Charakterzüge des Iränders wider-  
spiegeln: eine heitere kindlich sorglose Fröh-  
lichkeit und eine von „jedem Hauch nationalen  
Leides aufs neue im Schmerze zuckende  
Melancholie“.

### Erin.

„Erin! dein Blick, wenn er lächelt und weint,  
Täuscht, wie der Bogen der Iris erscheint!

Hell durch der Schmerzen Nacht,  
Trüb, wo die Freude lacht,  
Steigt deiner Sonne Pracht  
Tränenvereint.

Erin! der schweigenden Träne sei treu,  
Erin! nie wachse dies Lächeln, jetzt scheu,  
Bis, gleich der Iris Glanz,  
Eins deine Farben ganz,  
Strahlen als Friedenskranz  
In Himmelsblau!“

Die gleiche melancholische Stimmung  
durchzittert die Klagelieder über den Tod  
Robert Emmets und seiner unglücklichen  
Braut. Thomas Moore war mit dem jungen  
Freiheitshelden durch die Bande engster  
Freundschaft verknüpft und kam bei dem  
Aufstande von 1798 selbst in Lebensgefahr.  
Die Hinrichtung des Freunden schlug seinem

Herzen eine nie vernarbende Wunde; mit  
ihm sah er einen der hellsten Hoffnungssterne  
Irlands untergehen. Emmets ergreifende  
Rede vor den Schranken des Gerichtes<sup>1)</sup>  
gibt den Schlüssel zum Verständnis einer  
der schönsten Poesien Moores, in der der  
persönliche Schmerz des Sängers mit dem  
Leid über die gefnechtete Heimat zusammen-  
fließt.

„O haucht seinen Namen nicht!  
„O haucht seinen Namen nicht! Laßt ihn  
im Grab,  
Wo man ehrlos gesenkt seine Leiche hinab,  
Und die Träne sei stumm, die dem Aug'  
sich entpreßt,  
Wie der Tau, der zur Nachtzeit das Grab  
ihm benäßt!  
Doch der Nachttau, der stumm fällt herab  
durch die Luft,  
Soll mit leuchtendem Schimmer umgeben  
die Gruft,  
Und die Träne, die heimlich vom Auge sich  
senkt,  
Soll machen, daß still ihr des Toten gedenkt.

So hat Moore dem Freunde, trotz seines  
Protestes, eine Grabschrift gesetzt, die seinen  
Namen unsterblich machen wird. Emmet ist,  
wie Stockmann zu obigem Gedicht bemerkt,  
„nicht nur der pietätvoll geschaute treue  
Genosse der Jugend, er ist zugleich ein  
Symbol für Irland.“ Moore geht aber in  
seiner Verehrung und Liebe für den Freund  
noch weiter. Auch dessen Braut darf die  
Nachwelt nicht vergessen, ihr weiht er eines  
seiner tiefsten Lieder. Miss Sarah Curran,  
die Tochter eines irischen Advokaten von  
großem Ruf, war nach der Hinrichtung  
ihres Bräutigams seelisch gebrochen und bot,  
trotzdem sie auf Wunsch ihrer Verwandten  
in Italien sich zu erholen suchte, nach Be-  
richten von Augenzeugen, inmitten der be-

<sup>1)</sup> Der junge Held wurde im Sommer 1803 als Führer eines mißlungenen Handstreiches, der die Befreiung seiner Heimat zum Zwecke hatte, ergriessen, des Hochverrates angeklagt und zum Tode verurteilt. Die Rede, die er vor den Gerichtsschranken hielt, zeichnet sich durch eine Ruhe und Sicherheit aus, die bei der Jugend des Sprechenden verblüfft: „Mylords! Sie erwarten ungeduldig Ihr Opfer. Alle Schrecken, mit denen Sie mich umringten, haben das Blut in meinen Adern, nach welchem Sie so gierig sind, nicht erstarren gemacht, und in wenigen Stunden wird es um Rache gen Himmel schreien. Aber noch kurze Geduld! Ich habe nur wenige Worte zu sagen; ich gehe in mein altes und stummes Grab; die Leuchte meines Lebens ist fast schon ausgelöscht. Ich habe mich um meines Landes willen von allem getrennt, was mir in diesem Leben teuer war, von dem Abgott meiner Seele, dem Gegenstand meiner Liebe (seiner Braut). Meine Bahn ist beschlossen; das Grab tut sich auf, mich zu empfangen, und ich sinke in seine Arme. Ich habe nur ein Begehr bei dem Abschied von dieser Welt zu stellen: daß Sie mir die milde Gunst Ihres Schweigens gewähren. Möge niemand meine Grabschrift schreiben; denn da niemand, der meine Beweggründe kennt, sie zu verteidigen wagt, soll nicht Vorurteil oder Unwissenheit sie anschwärzen. Laßt sie in Dunkel und Frieden ruhen! Möge mein Andenken in Vergessenheit sinken und mein Grab ohne Inschrift bleiben, bis andere Zeiten und andere Männer meinem Charakter Gerechtigkeit erweisen können. Wenn mein Volk seinen Platz unter den Nationen der Erde einnimmt, dann, und nicht eher, werde meine Grabschrift geschrieben. Ich habe gesprochen.“

zaubernden Natur den Anblick einer wandelnden Statue. Wie eine Blume welkte sie hin und starb; beim Volke aber genoß sie „eine Art ritterlicher romantischer Verehrung.“ Wie in dem vorausgehenden Gedichte der Freiheitsheld Emmet, so wird hier seine unglückliche Braut zum Sinnbild für das arme Irland.

„Wenn ihm, der dich liebt, nur der Name allein

Geblichen von Schuld und von Leid,  
Sag, weinest du, wenn zu beflecken sie dräu'n  
Ein Leben, dir einzig geweiht?

Ja, weine! Wie bitter die Feinde mich  
schmähn,  
Deine Träne soll reinigen mich;  
Denn muß ich mich schuldig vor ihnen ge-  
stehn,

Ich war nur zu treu gegen dich!  
Mein frühester Liebestraum hat dich gekannt,  
Mein Sinnen und Denken war dein:  
Bin im letzten Gebet ich zum Himmel ge-  
wandt,

Gedenke ich deiner wie mein!  
O, selig der liebende Freund, der noch lebt,  
Die Zeit deines Glanzes zu sehn;  
Doch der teuerste Segen, dem Himmel ent-  
schwebt,

Ist der Stolz: in den Tod für dich gehn!“

Mit Melodien dieser Art, die ab und zu in frohem Dur-, doch öfters noch in trüben, tiefen Mollakkorden dahinrauschten, mußte Irlands Geschichte und Volk, gleich einer in Stein gehauenen Niobe mit dem Genius der Hoffnung über ihrem Haupte jedem neuen Geschlechte plastisch vor die Seele treten. Aus Leidensquellen floß der Strom der Poesie, und Moore selbst bekannte, daß seine Muse aus dem heißgeliebten, blutgetränkten Heimatboden alle Begeisterung, Kraft und Schönheit getrunken habe. Drum ist auch das letzte Lied der „Irischen Melodien“ an die teure Harfe seiner Heimat gerichtet.

„Teure Harfe von Erin! Ich fand einst ent-  
zückt dich

In finstere Nacht und in Schweigen versenkt,  
Ich aber hab' stolz an den Busen gedrückt dich,  
Und hab' dich dem Licht und der Freiheit  
geschenkt!

Wie schallte von dir mit entzückendem Schauer  
Der Liebe Gedicht und der Freude Gesang!  
Doch ach! Wie so oft auch ertönte die Trauer  
Mit ihrem so sanft melancholischen Klang!  
Teure Harfe von Erin! verstumme, vertöne!  
Dies Lied sei das letzte, das von dir erschallt.

Geh schlafen, bis einer der würdigern Söhne  
Dich wieder ergreift mit Dichtergewalt!  
Wenn Liebende, Krieger im sanften Gebete  
Gelauscht meinem Lied — sei der Ruhm  
dir allein!

Ich war nur der Windhauch, der über  
dich wehte  
Und all die melodische Schönheit war  
dein!“

Thomas Moores herrliche Harfenklänge rauschten bald über ganz Irland dahin; seine Freiheitslieder waren in aller Mund und fanden auch bei andern Völkern, besonders den Polen, ein lebhaftes Echo. Ja bis nach England selbst brachen sie sich siegreich Bahn und fanden zumal bei den Damen der hohen Aristokratie sympathische Aufnahme und reichen Beifall. Man fing an, in diesen Kreisen wenigstens, das Schicksal und die Leiden der bis dahin unterdrückten Schwesterninsel mit etwas andern Augen zu betrachten; viele Vorurteile, besonders gegen die Katholiken, wurden zerstreut und der Einfach und dem Bekenntnis von einem großen Unrecht und einer nationalen Schuld die Wege ge-ebnet. Der irische Barde Th. Moore und der große Führer und Agitator O'Connell haben sicher den englischen Gewalthabern mit den allerwichtigsten Argumenten des Verstandes und des Herzens ins Gewissen geredet. Es war umsonst; sie haben verhältnismäßig wenig erreicht, und drum sieht sich Erin immer wieder gezwungen seinem Bedrücker, dem gewalttätigen Albion, den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen. Gerade der gegenwärtig wütende Kampf greift ans Herz. Man redet soviel von Völkerverbrüderung, Völkerversöhnung! Der Völkerbund ist in Aktion getreten, aber Irlands Leid kam nicht zur Sprache. So geht es, wo man den höchsten Träger der Friedensidee, den Papst und die erste Friedensinstitution der Welt, die katholische Kirche, grundsätzlich vom Völkerbund ausschließt. Wären sie dabei gewesen, sie hätten die „Insel der Heiligen“ nicht vergessen. So aber rauscht und braust es weiter das Lied der Trauer und des Schmerzes durch das grüne Inselland. In einem Meer von Leiden, Tränen und Blut scheint Irlands Freiheitsdrang und Freiheitssang untergehen zu müssen. Einzig nach oben bleibt noch die Aussicht frei, und der letzte Akkord des Leidensliedes klingt aus in ein dumpfes: Juste iudex ultionis . . . Richter der gerechten Sache! . . .

# Das Latein keine tote Sprache.

Von Dr. P. Ildefons Ledbergerer, Einsiedeln.

Etwas spät aber doch immer noch früh genug ist mir ein Büchlein in die Hände geraten mit dem bescheidenen Titel: *Scribisne litterulas latinas?*<sup>1)</sup> Etwas spät, denn das Jahr der Ausgabe ist 1916. Aber immerhin noch früh genug, denn ein Büchlein, aus dem man etwas lernen kann, kommt nie zu spät.

Und in der Tat. Wer dieses Büchlein liest, kann viel daraus lernen. Es ist, was der Untertitel besagt, eine kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Ich betone, moderne Korrespondenz. Gerade das macht diese Gabe selbst für den Schulmann, der sich schon Jahre lang mit seinen Klassikern abgibt, anziehend.

Zum Beweise seze ich zunächst einige Ueberschriften aus dem Inhaltsverzeichniß her: Einladung zu einem Ferienaufenthalt, zu einem Frühstück, zu einer Geburtstagsfeier. Bitten und Besorgungen in Bücherangelegenheiten. Briefe von einer Reise. Vom Abiturientenkommers. Vom Ball. Glückwünsche verschiedener Art. Briefe über Studium und Schulverhältnisse. Briefe geschrieben bei Anlaß einer Krankheit oder eines Todesfalles. Briefe über Wahlversammlungen und Streik. Zwei Briefe um Uebernahme eines sozialen Vortrages. Empfehlung eines Hotels. Zwei Briefe, die sich mit der Ausstattung einer Kirche beschäftigen.

Schon diese wenigen Andeutungen zeigen, daß man es mit Briefen zu tun hat, die neuzeitliche Verhältnisse im Auge haben. Darum stand der Verfasser oft vor der Aufgabe, moderne Ausdrücke in lateinisches Sprachgewand zu kleiden. Wie gut ihm das gelungen, mögen einige Einzelproben erhärten:

Stark besuchter Badeort

= *locus salubrium aquarum usu frequens* (n. 2).

Ein Picknick feiern

= *de symbolis edere* (n. 5) Bgl. Terent. Eun. 3, 4, 2.

Quartett

= *carmina quattuor vocibus concinenda* (n. 7).

Postanweisung

= *assignatio postalis* (n. 14).

Verlaß dich auf mein Portemonnaie

= *loculis meis confidite* (n. 18).

Schnellzug

= *citator vectura vapore mota* (n. 20).

Ansichtskarte von Ilseburg

= *charta, in qua Ilseburgum depictum conspicitur* (n. 21).

Automobil

= *currus automobilis* (n. 21).

Trinkspruch ausbringen

= *lepidissima oratione mustum lætitiae propinare* (n. 28).

Und nun noch ein ganzes Brieflein, das zugleich einen Einblick in die Anordnung des Büchleins gewährt. Ich wähle den mit "Wahlkampf" überschriebenen Brief n. 83:

Soeben erhalte ich von N. N. die telefonische Nachricht, daß gegnerische Flugblätter in H. ausgeteilt worden sind. Schicke mir diese, bitte, behufs Studiums, damit ich ihren Inhalt morgen auf unserer Parteiversammlung widerlegen kann. Desgleichen drähnte mir N. N., daß die N. N.-Partei für unsren Kandidaten stimmen wolle. Ich sehe schon im Geiste voraus, daß N. N. Abgeordneter wird.

Mit freundlichem Gruß

Dein ergebenster

N. N.

(Daneben):

Modo telephonice a N. N. mihi nuntiatum est libellos agitatorios in H. esse dispersos. Eos perlegendos mihi mittas quæso, quos cras in nostræ factionis contione refellere valeam. Item a N. N. filo æneo mihi nuntiatum est N. N. factionem a nobis esse. Video N. N. deputatum.

Multam salutem Tibi.

Tui addictissimus

N. N.

Doch genug der Beispiele. Sie mögen den Leser dieser Zeilen anregen, das Büchlein selber zur Hand zu nehmen und seinen Inhalt zu mustern. Er wird es nicht ohne Frucht weglegen. Gibt es doch, wie die angeführten Stellen zeigen, reichlich Anleitung zur Wiedergabe moderner Ausdrücke. Insofern ist es eine willkommene Beigabe sowohl zu Georg Capellanus Büchlein „Sprechen Sie Lateinisch?“ wie zur wertvollen Arbeit des nun leider verstorbenen Benediktiners von Maredsous, P. Thomas Essaeßer, der in seinem Buch „Nos in schola latine loquimur“ sehr

<sup>1)</sup> *Scribisne litterulas latinas?* Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Von Karl Thieme. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Dresden und Leipzig, 1916. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung.

viel Stoff für lateinische Sprechübungen aufgespeichert hat.

Thiemes Gabe erfreut aber auch durch seine meist einfachen, nicht allzu langen, leichtverständlichen, rhythmisch gut gebauten Sätze. Der Verfasser hat sich, wie das zu solchen gelegentlichen Briefchen einzig paßt, von der Verwendung großer Perioden ferngehalten.

Auch die Sprache ist im allgemeinen nicht zu beanstanden. Was wir da zu lesen bekommen, ist ein gutes Latein, das sich, wie der Verfasser im Vorwort zur vorliegenden zweiten Auflage verrät, von „törichter Einseitigkeit“ d. h. von einseitiger Nachahmung des Ciceronianismus freihält. Thieme hat außer den Briefen von Cicero und Seneca auch die Komiker, sowie von gefeierten Neulateinern den berühmten Desiderius Erasmus von Rotterdam und den gewandten, anmutigen französischen Humanisten Muretus verwertet. Diese Weitheit ist gewiß nur zu loben und tut der Reinheit der Sprache bloß in den Augen jener Eintrag, die den Kreis der nachzuhmenden Schriftsteller bedeutend enger ziehen.

Wenn ich aber auch diesen Standpunkt des Verfassers teile, so erlaube ich mir doch, gegen zwei Stellen meine Bedenken zu äußern.

In n. 74 ist meiner Ansicht nach abhinc unrichtig verwendet. *Tua in urbe, so heißt es da, N. N. eligi potuerit, in qua abhinc annis 15 varium genus artificum opportuna copulari societate student.* Abhinc 15 annis soll das deutsche „seit 15 Jahren“ wiedergeben. Abhinc 15 annis heißt aber „vor 15 Jahren“, während die Wendung „seit 15 Jahren“ nach Krebs, *Antibarbarus* s. v. mit proximis 15 annis zu geben wäre. Ob der Verfasser für seine Wendung Belegstellen anführen kann, weiß ich nicht. Aber selbst wenn das zutreffen sollte, sehe ich nicht ein, warum man hier von der ebenso kurzen mustergültigen Form abgehen sollte.

Eine zweite Bemerkung zu dem in n. 76 vorkommenden *mibi videtur non esse impossibile, ut . . . .* Wie leicht wäre hier das unzweifelhaft gut lateinische fieri non posse zu schreiben gewesen. Krebs, *Antibarbarus* s. v. macht folgende Bemerkung: *Impossibile, unmöglich, und possibile, möglich, kommen zuerst bei juristischen Schriftstellern in der Zeit *Vespasians* vor, dann bei Quintilian als rhetorische und philosophische Wörter für die griechischen *δύνατος* und *ἀδύνατος* . . . .*

Außer bei Quintilian und späteren Lateinern, kommen beide Wörter nicht vor und müssen daher abgesehen von der philosophischen Sprache, durchaus vermieden werden.“ Aus diesen Erwägungen heraus sähe ich das impossibile an obiger Stelle lieber nicht, selbst wenn vielleicht ein Erasmus oder ein Muretus dieser Form Gevatter gestanden wären.

So viel zur Sprache, die ich wiederhole es, sonst reines, gutes Latein ist. Und nun noch eine sachliche Bemerkung. Gern hätte ich n. 55 gemäßt, nicht wegen des sprachlichen Ausdrückes, der tadellos ist, sondern wegen des Inhaltes. N. 55 ist ein Briefchen, in dem Luther, weil einseitig nur gute Eigenschaften erwähnt werden, eine Beherlichung empfängt, die er nicht verdient. Und überdies wird als Lutherbuch das Werk des Marburger Professors Heinrich Voehmer empfohlen. Warum nicht die dreibändige Lutherbiographie Grisars? Wenn der Verfasser unserer Briefsammlung, ein katholischer Priester, Grisar nicht nennen wollte, um seinem Büchlein die Verbreitung in protestantischen Kreisen nicht zu erschweren, dann hätte er wenigstens auch den protestantischen Schriftsteller nicht erwähnen sollen. Am besten wäre das Briefchen überhaupt weggeblieben. Wir Katholiken haben gar keinen Grund, in irgend einer Form für Luther Stimmung zu machen.

Alles in allem ist aber Thiemes Büchlein eine recht hübsche und brauchbare Gabe für alle, die das Latein noch nicht als tote Sprache betrachten und sich darum in Briefen und auf Karten gern der klangvollen, markigen Sprache Latiums bedienen möchten. Ich wünschte nur, das Büchlein käme auch in die Hände recht vieler Studenten. Besonders wenn sie durch einen kundigen Lehrer mit ihm bekannt gemacht würden, könnte es dazu beitragen, in diesen Kreisen die Liebe zum Latein zu wecken und zugleich das Vorurteil zu bannen, wonach das Latein eine tote Sprache sein soll, mit der man im neuzeitlichen Leben nichts mehr anfangen könne.

Recht gute Dienste dürfte auch der geographische Anhang leisten, in dem besonders gebräuchliche z. T. neulateinische Formen zur Bezeichnung von Ländern und Landschaften, von Städten, Gebirgen und Gewässern zusammengestellt sind!

Das kleine ungefähr 100 Seiten umfassende Büchlein ist somit allen Freunden des Latein warm zu empfehlen.

## Zunftstube.

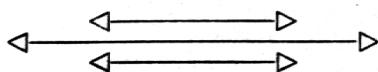
**Neue Geschichtslehrmittel.** Wie vielleicht bei keinem andern Fach macht sich in der Geschichte das Fehlen brauchbarerer schweizerischer Lehrmittel fühlbar. Das gilt in erster Linie von der Weltgeschichte. Eine Umfrage hat ergeben, daß in der welschen Schweiz alle, in der deutschen sehr viele Mittelschulen für diesen Stoff Lehrbücher benützen, die aus dem Ausland stammen. Unter den schweizerischen Autoren hat nur Dechsli größere Verbreitung gefunden. Sein gehässiges Herauskehren des radikalen Parteistandpunktes macht ihn aber nicht nur für katholische Schulen unbrauchbar, sondern findet auch bei Nicht-katholiken entschiedene Ablehnung. Aus dieser Sachlage ging das Bestreben der historischen Sektion des Schweiz. Kathol. Volksvereins hervor, ein eigenes Lehrbuch der Weltgeschichte für die katholischen Mittelschulen zu schaffen. Wie wir im 2. Jahrgang d. Bl., S. 62, berichten konnten, hat damals H. H. Dr. P. Ignaz Staub im Stifte Einsiedeln die schwierige Aufgabe auf sich genommen. In der diesjährigen Sitzung vom 7. September lag bereits das Mittelalter sozusagen druckfertig vor. Es ist natürlich noch nicht möglich und nicht an der Zeit ein endgültiges Urteil über das Werk zu fällen, aber das darf gesagt werden, daß alle die Gelegenheit hatten, einen Blick in das Manuskript zu tun, die Überzeugung gewonnen haben, daß die gehegten Erwartungen erfüllt, ja übertroffen sind. Möge nun der Druck rasch und glücklich vorangehen!

Die gleiche Frage beschäftigte auch die Versammlung des Vereins Schweiz. Geschichtslehrer vom 3. Oktober in Biel. Hier wurde dem rührigen Präsidenten Hrn. Professor Dr. Hadorn in Zürich der Wunsch unterbreitet, er möge die Ausarbeitung einer Weltgeschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen auf sich nehmen. In der gleichen Sitzung kam auch die Frage eines Geschichtsatlanten zur Behandlung, da Pützger trotz seiner großen Vorzüge unter dem kulturhistorischen und dem nationalen Gesichtspunkt je länger je weniger entspreche.

Der Versammlung wurde von Hrn. Dr. Hirschi in Oberrieden, Zürich, und Herrn Frey als Vertreter des Kartenverlags Frey u. Kümmerli in Bern ein allgemeiner Plan vorgelegt, der nach eingehender Besprechung in der Hauptsache Zustimmung fand. Die Herren Fachkollegen werden unterdessen den detaillierten Plan zur Meinungsäußerung erhalten und nicht versäumt haben, allfällige Wünsche geltend zu machen.

In beiden genannten Vereinen kam auch die Frage zur Sprache, ob die künftigen Geschichtsbücher mit Illustrationen zu versehen seien. Hauptsächlich finanzielle Erwägungen führten beiderorts zu einem negativen Entscheid. Dagegen wurde im Verein der Geschichtslehrer die Anregung gemacht, tunlichst bald an die Herausgabe eines Bilderalanten für die Geschichte zu gehen. Dieser Gedanke ist sicher zu begrüßen, und es sollte auch möglich sein wie beim Geschichtsatlanten ein Werk zu liefern, an dem alle Kreise ihre Freude haben können. Mir scheint übrigens die Frage der Überlegung wert, ob man nicht rascher und besser zum Ziele käme, wenn man an die Herstellung von Lichtbilderserien gehen würde, ähnlich, wie es der Verein der Geographielehrer für sein Fachgebiet tut.

Obige Zeilen waren schon für die letzten Nummern des Jahrg. 1920 gesetzt, ihr Erscheinen wurde aber durch redaktionstechnische Umstände bis jetzt hintangehalten. Unterdessen ist in der Atlasfrage infofern eine Verzögerung eingetreten als es sich gezeigt hat, daß eine erkleckliche Bundessubvention nötig ist, wenn das Lehrmittel zu einem von unsrern Schülern erschwinglichen Preis abgegeben werden soll. Doch ist dringend zu hoffen, daß das Projekt an dieser Klippe nicht scheitere. Interessant ist, daß auch in Deutschland Verbesserungsvorschläge für Pützger auftauchen (vgl. Vergangenheit und Gegenwart X (1920) 193 ff.), die sich, so weit die Weltgeschichte in Frage kommt, in den gleichen Richtlinien bewegen, wie die Kritik an der Tagung der Schweiz. Geschichtslehrer. B. E.



# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die heilige Taufe im Religionsunterricht. — Ein Stück Pädagogik aus der Divina Commedia.

## Die heilige Taufe im Religionsunterricht.

Von Dr. P. Benedikt Baur O. S. B.

Wenn je einmal eine dringende Notwendigkeit vorlag, den Christen an die Erhabenheit seines Christenstandes zu erinnern und ihm die ganze Würde und das Glück des Christen lebendig vor Augen zu führen, so ist es jetzt. In der Behandlung der heiligen Taufe ist dem Kätecheten die beste Gelegenheit geboten, dem Studenten seinen Stand als den eines Getauften, eines Christen und Katholiken heilig, unantastbar und über alles teuer zu machen. Es sollen im Nachstehenden einige Gesichtspunkte angegeben werden, die besonders geeignet sind, im angegebenen Sinn auf die Studentenseelen einzuwirken.

1. Der Kätechismus unterscheidet in der unsichtbaren Gnade, die durch das sichtbare Zeichen der heiligen Taufe gewirkt wird, eine negative und eine positive Seite. So inhaltvoll und beglückend die negative Seite der Taufgnade, die Reinigung von aller Sünde ist, so kommt es für den Kätecheten doch vor allem darauf an, daß er seiner Jugend die positiven Wirkungen der heiligen Taufe in leuchtenden Farben entwickle.

Da ist es in erster Linie die Tatsache, daß der Mensch in der heiligen Taufe zu einem neuen, übernatürlichen Leben wieder geboren wird, zu einem Leben, das himmelhoch hinausragt über alle Kräfte und Ziele des menschlich-natürlichen Lebens, Denkens, Strebens und Tunns. Die Taufe trägt uns empor in die Lebenssphären, die nur dem dreieinigen Gott natürlich sind. Sie belässt uns zwar das natürliche Leben, die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, hebt sie aber alle hinein in die Größe und den Adel des göttlichen Lebens. So werden wir

durch die heilige Taufe umgeschaffen, geheiligt, wie der Kätechismus sagt, ein „neues Geschöpf“ (1. Cor. 5, 17), einbezogen in das Leben Gottes, „teilhaft der Natur Gottes“ (2. Petr. 1, 4), „aus Gott geboren“ (Joh. 1, 13) und deshalb Kinder Gottes, gleichgestaltet dem weisenhaften Sohn Gottes, Jesus Christus. „Gott hat uns, die wir tot waren in Sünden, mitbelebt in Christo und mitauferweckt und mitversezt in den Himmel, in Christo Jesu“ (Eph. 2, 5f.). Nun entwickle der Kätechet am äußerem und inneren Leben Jesu, an Jesu Beruf und Wirksamkeit für die Verherrlichung des dreieinigen Gottes, an Jesu Auferstehung, Verklärung und Leben im Himmel die Größe und Reichtümer des Lebens des Kindes Gottes, seiner Lebenskräfte, seiner einzige erhabenen Berufung und Erbschaft.

So wird der Kätechet die Schüler für das Verständnis der großen Idee vorbereiten, die der Kätechismus in die schlichten Worte faßt. „Alle diese in der Wiedergeburt und Heiligung enthaltenen Gnaden empfängt der Mensch in Christus.“ Hier gilt es einzusezen, um die spezifische Herrlichkeit und Größe der heiligen Taufe aufzuleuchten zu lassen. Die geistige Umschaffung und Heiligung geschieht durch die heiligmachende Gnade, erklärt der Kätechismus. Die heiligmachende Gnade wird aber auch dem Nicht-Getauften verliehen, und sie begründet auch im Nicht-Christen die Kindschaft Gottes und das Anrecht auf das Erbe des Himmels. Was unterscheidet demnach den Getauften vom Ungetauften, die Wassertaufe von der bloßen Begierdetaufe? Es ist das inhaltschwere „in Christus“, die Grundtatsache, daß

der Mensch durch die heilige Taufe mit Christus vereinigt, Christo einverleibt wird. So wird er einbezogen in die reellste Lebens- und Gütergemeinschaft mit Christus, ein Glied des Leibes Christi, ein Zweig am Weinstock Christus, ein anderer Christus, ein Christ. Das gleiche Leben wirkt im Weinstock und im Rebzweig, die Eine Lebenskraft des Weinstocks wirkt im Rebzweig; dieser hat seine Fruchtbarkeit und seine eigene Art vom Weinstock, seine Früchte entsprechen der Natur des Weinstocks, dessen Zweig er ist. So ist der aus sich so armeselige Mensch durch die heilige Taufe, genau gesprochen durch den Charakter der heiligen Taufe, wie ein Zweig Christo, dem Gottmenschen, aufgepfropft; sein Leben, Beten, Arbeiten, Leiden, sein ganzes Tun und Lassen wird in einem wahren Sinne das Leben, Beten, Arbeiten und Leiden des Gottmenschen, eine Ausstrahlung, Erweiterung und sichtbare Fortführung des Lebens Jesu, teilhaft des unvergleichlichen Adels und inneren Wertes des Lebens, Betens, Arbeitens und Leidens des Gottmenschen Jesus Christus. „Ich bin der Weinstock, Ihr seid die Rebzweige.. wenn Ihr in mir bleibt, so bringt Ihr viele Frucht“ (Joh. 15, 5). „Ich lebe nicht mehr ich selbst, vielmehr lebt Christus in mir“ (Gal. 2, 20). Christo eingegliedert durch die heilige Taufe, ist der Mensch in einzigartiger Weise befähigt, Gott, der unendlichen Majestät der heiligsten Dreifaltigkeit, einen würdigen Dienst zu leisten. Sein Beten und Arbeiten ist ein Beten und Arbeiten per Christum Dominum nostrum, aufgenommen, umgestaltet, umgewandelt in das Gebet, den Lobpreis, die Huldigung des Sohnes Gottes selbst, nicht mehr so fast das Ringen des armen Menschen allein, als vielmehr die unendlich kostbare Tat des Gottmenschen. Hier eröffnen sich der jungen Seele die wundervollsten, entzückendsten Perspektiven. Sie erkennt mit Freude und Dank, was sie in Christo durch die heilige Taufe geworden.

Nicht genug! Kraft der Inkorporation in Christus ist der Mensch durch die heilige Taufe auch der Kirche Christi einverleibt worden. Der Getaufte steht in innigster Lebens- und Gütergemeinschaft mit all den ungezählten Heiligen und Seligen des Himmels. Welch kostbare Gebetsgemeinschaft, Liebesgemeinschaft! Durch die Taufe wird der Mensch, zuvor ein Sünder, Bruder der lieben Heiligen, alle lieben ihn, alle beten für ihn und mit ihm, alle wenden

ihm Herz und Auge zu und lassen ihn an ihren Gebeten und Verdiensten Anteil nehmen. Durch die Taufe wird er, weil ein Glied Christi geworden, mit Christus und in Christus in einem wahren Sinn ein Kind Mariens, teilhaft ihrer mütterlichen Liebe und Aufmerksamkeit, mit dem unantastbaren Anrecht auf Mariens Muttersorge und tätige Hilfe. Gleicherweise steht der Getaufte in Gemeinschaft mit den in Christo Verstorbenen: sie erheben ihre Hände zum Gebete für ihn, er hilft ihnen mit seinem Gebet, mit seinen Opfern, mit heiligen Ablässen. Endlich ist der Getaufte in Lebens- und Gütergemeinschaft mit den übrigen Getauften hier auf Erden, einbezogen und getragen vom Gebet aller, teilhaft all des Guten, das von den Millionen jeden Augenblick geschieht, in heiliger Liebe von allen als Bruder in Christus betrachtet, in Christo geliebt.

Die heilige Taufe nach den angegebenen Richtlinien den Schülern vorgeführt, wird diesen weder als eine bloße Tatsache der Vergangenheit, als ein an ihnen einmal vorgenommener Akt noch als eine bloß theoretische Wahrheit aufgehen: sie wird vielmehr in den Mittelpunkt des ganzen Lebens des Studenten gerückt, der Gedanke an die heilige Taufe wird zur lebenwirksamen Idee, zu einem Motiv, das den Willen und dessen Tat bestimmt. Das müssen ja die Wahrheiten unserer heiligen Religion dem Menschen und vorab dem modernen Studenten werden. Sie werden es, wenn sie mit dem täglichen Leben verknüpft werden, wenn sie als Wahrheiten ins Bewußtsein treten, die einen Lebenswert besitzen. Wie sehr aber leuchtet bei der genannten Behandlung der Lebenswert der Taufe auf! Und wenn die Psychologie so nachdrücklich betont, eine Idee müsse vom Gefühl getragen sein, soll sie eine wahre Macht für das Handeln, eine Macht auf die Dauer, eine Macht gegenüber gewaltigen Gegenkräften werden, wer erkennt dann nicht, daß eine genannte Behandlung der heiligen Taufe im Studenten mächtig das Gefühl der Kraft in Christo, das christliche Christgefühl, das Gefühl des übernatürlichen Adels, der heiligen Christfurcht vor sich selbst und vor den Mitchristen weckt?

2. Soweit zur Behandlung des Sakramentes der heiligen Taufe in sich selbst. Es ist aber unbedingt vonnöten, die übrigen Wahrheiten unseres heiligen Glaubens in der Weise zu behandeln, daß man immer wieder auf die großen Ideen der Taufe

zurückkommt. Darüber noch einige kurze Andeutungen.

Weil der heiligen Kirche einverleibt, hat der Getaufte und nur er die Fähigkeit, der Schätze und Reichtümer, die der Kirche eigen sind, teilhaft zu werden. Da möge der Katechet hinweisen auf die Bedeutung der heiligen Taufe, die dem Menschen den Zutritt zu den übrigen heiligen Sakramenten eröffnet. Stelle er seinen Studenten es lebendig vor die Seele, was wir entbehren müßten, wenn wir die heiligen Sakramente nicht hätten, keinen Tabernakel, keine heilige Messe, keine heilige Kommunion, keine sakramentale Losprechung u. s. f. Ohne die heilige Taufe, ohne den Taufcharakter gäbe es dies alles für uns nicht. Dann gehe der Katechet zielbewußt darauf aus, bei der Behandlung der einzelnen Sakramente wieder an die heilige Taufe zu erinnern: ohne die heilige Taufe entbehrten wir der Wirkungen und Segnungen, die wir diesem oder jenem Sakrament verdanken. Dann vergesse man nicht, des öfters darauf hinzuweisen, was der Getaufte gegenüber dem Nichtgetauften voraus hat, vor allem der in der Einen wahren Kirche Jesu Getaufte gegenüber dem Nichtgetauften als auch gegenüber dem Christen, der nicht der katholischen Kirche angehört. Gestützt auf die Einverleibung des katholischen Christen in Christus und in die Gemeinschaft der heiligen Kirche entwickle man der Jugend, was sie in der heiligen Messe besitzt, indem sie befähigt und berechtigt ist, auf Grund der heiligen Taufe den Gottmenschen Christus, die unendlich kostbare Opfergabe, als ihre Opfergabe, ihr zugehörig, ihr Eigentum, durch die Hände des Priesters der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern und so Gott unendlich zu verherrlichen, ihm unendliche Sühne zu leisten, ihn mit einem unendlich wertvollen und wirksamen Gebet anzuflehen. Gestützt auf die Einverleibung in Christus und seine heilige Kirche, mag der Katechet seinen Schülern von der Heiligkeit und hehren Weihe der christlichen Ehe sprechen. Im Lichte der heiligen Taufe und des „in Christus“ werden die Schüler verstehen, warum die Ehe unter Christen ein Sakrament ist. Jetzt werden sie auch in die Auffassung eindringen, die der heilige Paulus Eph. 5, 22 ff. über die Ehe entwickelt, eine Darlegung, die vollständig auf

dem paulinischen Gedanken von der Taufe und deren Wirkungen ruht. Bei der Befprechung der Mischehe mag er auf die unermeßlichen Güter zurückkommen, die der katholische Teil vor dem andern voraus hat, Güter, die der nichtkatholische Teil nicht nur nicht anerkennen darf, sondern die er sogar, soweit es auf ihn ankommt, bestreiten und bekämpfen muß, Güter endlich, die der katholische Ehe teil in der Mischehe für sich und vor allem für die zu erhoffenden Kinder in hohem Maße gefährdet. Im Lichte der heiligen Taufe und der daraus erwachsenden Einverleibung in Christus und seine heilige Kirche wird das Wort des Apostels auf die Jugend den Eindruck nicht verfehlen: „Ziehet nicht an demselben Joche mit den Nichtgläubigen... Oder wie kann sich Licht zu Finsternis gesellen?“ (2. Cor. 6, 14). Dem strebsamen Jüngling wird aus dem Geheimnis der heiligen Taufe und der Einverleibung in Christus ein neues Licht aufgehen über die Bedeutung und die unvergleichliche Größe des katholischen Priestertums, das dem Menschen die heilige Taufe und die mit ihr gegebenen Güter zu vermitteln berufen ist. Zum Schluß sei noch hingewiesen auf das Gebet „im Namen Jesu“, das mit zu den Gnadenmitteln gehört. Nur der Getaufte kann in dem Sinne im Namen Jesu beten, daß sein Gebet eins wird mit dem Gebete Jesu, ein Gebet, das dem dreieinigen Gott in Wahrheit wohlgefällt und immer erhört wird. Der Getaufte hat den Trost, in wahrer Gebetsgemeinschaft mit dem Heiland, dem großen Beter und Mittler, zu sprechen: Vater unser.

Es gäbe noch so manche Gelegenheit im Verlauf des Religionsunterrichtes auf die heilige Taufe, den Taufcharakter und das „in Christus“ zurückzukommen. Mögen die Andeutungen, die im Vorstehenden gemacht wurden, dazu beitragen, daß die Schüler im Religionsunterricht zielbewußt zur Hochschätzung ihres Christenstandes erzogen werden und daß sie die innere Erhabenheit, Würde und überragende Größe der heiligen Taufe und des Christenstandes erfassen, und sich eine Ehre daraus machen, katholisch zu sein. Wohl dem Katecheten, dem es gegeben ist, seinen Schülern die Taufe und den Stand als Christen und Katholiken heilig, unantastbar und über alles teuer zu machen!

# Ein Stück Pädagogik aus der Divina Commedia.

Von P. Gerard Fässler O. Cap., Stans.

Die Divina Commedia ist ihrem innersten Wesen nach Allegorie, eine großartige, gewaltige Allegorie, die Mensch und Gott, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit in tiefen Sinnbildern uns darstellt. Alles daran, Aufbau, Gestalten und Handlung haben tiefste innere Bedeutung. Ihre Interpretation hat schon Jahrhunderte beschäftigt. Aber auch die modernsten Zeiten können aus ihr lernen und in ihr die Lösung brennender Fragen finden. Denn es gibt kaum ein Gebiet in Kunst und Wissenschaft, zu dem sie nicht in dieser oder jener Weise Stellung nimmt.

Ein aktuellstes Thema des Studiums und der Diskussion unserer Tage ist das Problem der Erziehung, besonders der Schulerziehung.

Rimmt nun die Div. Com. auch zu dieser Frage irgendwie Stellung? Gewiß und in hervorragender Weise.

Nach Dante's eigenen Worten in seinem Briefe an Can Grande della Scala von Verona, dem er den eigentlichen Zweck und das Ziel der Div. Com. auseinanderlegt, ist seine Dichtung ein *opus morale*, das die sittliche Entwicklung des Menschen in einer Wanderung durch das Reich des Bösen (Inferno), des Guten (Purgatorio) bis zur Vollkommenheit und Vereinigung mit Gott (Paradiso) schildert. Was ist dies aber anderes, als ein riesengroß angelegtes Bild der Erziehung.

Aber nicht nur dem Ganzen, auch den einzelnen Gestalten, wenigstens den Hauptgestalten kommt tiefe allegorische Bedeutung zu. So repräsentiert Dante den strebenden Menschen, Vergil die leitende, führende Vernunft oder eine leitende, führende Persönlichkeit.

Gerade in diesem Verhältnis nun zwischen Dante und Vergil haben wir das schönste Bild von Schüler und Lehrer und ihren wechselseitigen Beziehungen und damit ein plastisches, vollendetes Stück Pädagogik, ihrer Prinzipien, ihrer Methode und ihres Resultates.

Die 6. Jahrhundertfeier Dante's, des großen Lehrers der Völker, wie ihn die Italiener gern nennen, rechtfertigt es wohl, gerade in der Schweizer-Schule diese Seite der Div. Com. ins Auge zu fassen. Vielleicht schöpft mancher Kollege daraus die Anregung, den kurzen Versuch dieser Zeilen weiter auszudehnen und für sich und andere fruchtbar zu machen.\*)

Seit den Tagen der Aufklärung ist das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler immer mehr ein bloßes Vermitteln von Kenntnissen auf der einen Seite und ein bloß intellektuelles Empfangen auf der andern Seite geworden.

Diese Methode hat aber zu einem allzu einseitigen Resultat, zu einem reinen Intellektualismus geführt, dessen natürliche Folge vielfach äußerster Egoismus und Verrohung des Herzens und Charakters war.

Deshalb wendet sich die heutige Pädagogik wieder mehr der eigentlichen Erziehung, d. h. der gleichzeitigen Ausbildung von Geist und Herz, der Schaffung eines geistig und moralisch hochstehenden Charakters und damit einem viel intimern, fruchtbarern, aber auch weit schwierigern Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler zu.

Und gerade dies sehen wir in idealer Weise veranschaulicht in dem Verhältnis Dantes und Vergils.

Selbstverständlich kann es sich in diesem engen Rahmen nicht darum handeln, diesen Gedanken durch die ganze Div. Com. zu verfolgen.

Wir beschränken uns auf den ersten und zweiten Canto des Inferno. Doch geben schon diese ein ziemlich abgerundetes Bild von den Hauptprinzipien und ihrer Anwendung und dürfen dann von selbst zum Weiterstudium dieser Frage in den andern Gesängen anregen.

Wovon eigentlich jeder pädagogische Erfolg abhängt, ist das richtige Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Und woraus nun erwächst und erblüht ein richtiges und das einzige richtige Verhältnis?

\*) In dem ausgezeichneten Bollettino Dantesco das von dem kath. Komitee in Ravenna seit einigen Jahren schon herausgegeben wird, sind bereits mehrere Artikel über dieses Thema erschienen und sollen nun auch in Buchform herausgegeben werden: Mons. Fer. Cento, La pedagogia nel pensiero di Dante Alighieri. Durch jene Artikel wurde auch diese Detailstudie angeregt.

Zwei Bande sind es, die Lehrer und Schüler miteinander verbinden müssen: Autorität und Liebe.

Die wahre Autorität des Lehrers aber muß gründen auf seiner wissenschaftlichen und auf seiner moralischen Größe.

Erst wenn der Lehrer mit reichem, dem Schüler weit überlegenen Wissen auftreten kann, wird er recht wirken können und erst wenn er dazu auch noch moralische Größe besitzt, wenn er als großer, ganzer Charakter dasteht, wird er voll und ganz imponieren.

Imponieren ist aber nicht das Eins und Alles, das den Erfolg in sich trägt und garantiert. Der Schüler ist ja schwach und soll lernen und muß oft erst für das Lernen gewonnen werden. Das erfordert im Lehrer zweitens die Liebe.

„Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen;  
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.“

Lenau.

Und zwar auch wieder Liebe zur Wissenschaft; denn nur, wenn er selbst begeistert ist, wird er auch den Schüler begeistern können; Liebe zum Unterricht, denn nur wenn er mit Liebe sich der Arbeit widmet, wird er es aushalten und Liebe, eine reine, übernatürliche Liebe zum Schüler, denn nur sie gibt das richtige, feine Verständnis für den Schüler, nur sie die Geduld und den rechten Ton, nur sie weckt volles Vertrauen, hebt den Mut und entflammt den Eifer.

Beide müssen im Lehrer unzertrennlich vereint sein. Eines allein, sei es Autorität, sei es Liebe, vermag immer nur halb zu wirken, Autorität ohne Liebe tötet oder lähmst oft Lust und Eifer und Vertrauen; Liebe ohne Autorität führt zu Unordnung, Disziplinlosigkeit, Tändelei und Stagnierung.

Sind aber beide im Lehrer harmonisch vorhanden, dann muß sich notwendig auch im Schüler das richtige Verhältnis zum Lehrer ergeben. Er wird, Ausnahmen abgesehen, demütig, bescheiden, gehorsam, fleißig, vertrauend und dankbar sein.

Und aus diesem richtigen Wechselverhältnis erblüht dann wieder naturnotwendig der rechte Erfolg: Der Lehrer wird sich unablässig weiterbilden, erpart sich viel Mühe und Verdrüß oder erleichtert sie sich und erlebt manche kostbare Freude.

Der Schüler aber wird, wenn er talentiert ist, leicht, freudig, viel und tüchtig lernen und dankbar bleiben; ist er schwach, so wird er zwar langsam, aber doch sicher

und oft ebenso gründlich vorwärts kommen und sich doppelt dankbar zeigen.

Auf diesen Prinzipien ist nun ganz genau das Verhältnis zwischen Dante und Vergil aufgebaut, und wir haben damit ein eigentliches pädagogisches Idealbild, und zwar in den Hauptlinien schon im 1. und 2. Canto.

Nehmen wir zuerst Vergil.

Er kann Dante wirklich gegenüberstehen mit Autorität, und zwar mit wissenschaftlicher und moralischer Autorität.

Ohne Stolz darf er selbst sagen:

Poeta fui, e cantai di quel giusto  
Figliuol d'Anchise, che venne da Troia,  
Poi che il superbo Ilion fu combusto.

Inf. I. 73.

Er ist also der große Sänger, dessen Werk die Zeiten überdauert hat. — Und verdienterweise darf er das Lob annehmen, das ihm Dante spendet, mit dem ihn Beatrice ehrt:

Or se' tu quel Virgilio e quella fonte  
Che spande di parlar sì largo fiume. I. 79.

O degli altri poeti onore e lume I. 82.  
Tu se' colui da cui io tolsi  
Lo bello stile che mi ha fatto onore. I. 86, 87.

„O anima cortese mantovana,  
Di cui la fama ancor nel mondo dura.“

II. 58, 59.

Und in herrlicher Harmonie mit seinem Wissen und Können steht sein religiöses, sein moralisches Leben.

Er ist religiös in seinem Denken, voll Achtung gegen Gott und seine hl. Diener.

Wie spricht er voll Ehrfurcht von Gott, von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, voll Unterwürfigkeit unter seine Ratschlässe, ob er auch selbst darunter leidet:

Che quello imperador che lassù regna,  
Perch'io fui ribellante alla sua legge,  
Non vuol che in sua città per me si vegna.

I. 124—126.

So spricht er auch von Beatrice

E donna mi chiamò beata e bella. II. 53.  
O donna di virtù, sola per cui. II. 76.

Für seine moralische Größe spricht übrigens auch der Auftrag, der ihm zuteil wird das Vertrauen, das Beatrice in ihn setzt:

Or muovi, e con la tua parola ornata  
E con ciò che ha mestieri al suo campare,  
L'aiuta sì che io ne sia consolata. II. 67—69.

Der beste Beweis aber ist die Tat, die aus der inneren Überzeugung herauswächst, ist einmal seine rasche Bereitwilligkeit, Höhern ebenfalls zu gehorchen:

Tanto m'aggrada il tuo comandamento,  
Che l'ubbidir se già fosse, m'è tardi.

II. 79, 80.

Dann der eigentliche Gehorsam, der nicht nach Gründen fragt, der auf die Autorität eines andern hin handelt, die eigentliche Tugend des Gehorsams und religiöser Unterwürfigkeit, die gerade dem Schüler gegenüber größten Einfluß haben muß, wenn dieser sieht, wie der Weise, der Lehrer, ohne Widerrede, blind, freudig gehorcht und so seinen Befehlen und Wünschen durch das eigne Beispiel Achtung und Nachdruck verschafft:

Più non t'è uopo aprirmi il tuo talento und: II. 81.

Poscia che m'ebbe ragionato questo  
Venni a te così com'ella volse  
Dinanzi a quella fera ti levai. II. 115, 118, 119.

Mit hoher Autorität kann also Vergil seinem Schüler entgegentreten und sie kommt nun auch in voller Weise zum Ausdruck und zeigt sich in seinem ganzen Verkehr mit Dante.

Sie gibt ihm einmal das Recht, — und Anfängern oder einer besonders wilden Klasse gegenüber oder auch später, sporadisch und stets im rechten Maße kann es auch angezeigt sein — sich auf seinen Namen, auf sein Wissen und Können, auf seinen Ruhm zu berufen:

Nacqui sub Julio  
E vissi a Roma sotto il buon Augusto.

I. 70, 71.

Er hat also kulturelle Glanzzeiten miterlebt und zwar im eigentlichen Zentrum der Gelehrsamkeit, im Verkehr mit allen geistigen Größen. Er hat auch die Nichtigkeit, Schalheit und Sittenlosigkeit seiner Zeit erfahren

Al tempo degli dei falsi e bugiardi (I. 72.) und so hat er wieder aus doppeltem Grunde ein Recht in kulturellen, wissenschaftlichen und ethischen Fragen als erfahrener Mann mitzusprechen.

Er war selbst Dichter und zwar einer der größten und wird also am ehesten befähigt sein, Dante zu verstehen. Und gerade dies muß ihm höchstes Ansehen verleihen, gilt doch vielfach dem Dichter, der alles vom höheren, weiteren Standpunkte auffaßt und in tieferen Zusammenhängen betrachtet, keine Autorität, sie sei denn von der Gilde und ihm überlegen.

Doch spricht Vergil dies Argument sehr bescheiden aus:

Poeta fui, e cantai di quel giusto re. I. 73.

Es ist eine Andeutung, fern jeder bußlichen Demut und ebenso fern jeder eßlichen Selbstberäucherung, hervorgehend aus dem

richtigen männlichen Selbstbewußtsein und nur zu pädagogischem Zwecke angewendet und nur einmal!

Aus dem gleichen Grunde nimmt er Dantes Lob ruhig an, ohne es in erheuchelter Demut zu verkleinern, aber auch ohne davon Anlaß zu nehmen, sein eigenes Lob selbstgefällig weiter zu spinnen und weiter zu singen.

Diese Autorität gibt ihm auch das Recht, auf seine Sendung, seine himmlische Sendung und auf den Zweck hinzuweisen, den er verfolgt, einen Zweck, der nur das Beste des Schülers im Auge hat. Denn der Schüler soll gleich von Anfang an wissen, daß noch eine höhere und höchste Autorität hinter der des Lehrers steht, daß der Lehrer im Auftrag der Eltern und Gottes redet und daß Gott und die Eltern dem Lehrer Stütze und Hilfe sind.

Diese Autorität befähigt ihn auch, in allen wissenschaftlichen und ethischen Fragen mitzusprechen. Denn er ist überall daheim: in Theologie, Philosophie, Geschichte, Astronomie und Kunst. Überall kann er aus reichem Schatz schöpfen. Sein Wissen ist universell.

Und diese wissenschaftliche und moralische Autorität berechtigt ihn endlich, von dem Schüler Ererbietung, Glauben und Gehorsam zu verlangen, ihn anzuuspornen, aufmerksam zu machen, ihn zu korrigieren, zu tadeln, wie er es denn auch tut:

Ma tu, perchè ritorni a tanta noia. I. 76.

A te convien tenere altro viaggio. I. 91.

Dunque che è, perchè ristai II. 121.

perchè tanta viltà nel cor allette;

ihn aufzufordern, seinem eignen Beispiel zu folgen:

Ond'io per lo tuo me' pensò e discerno  
Che tu mi segui . . . . I. 112, 113.

ihm aber auch zu versichern, daß er ihn ans Ziel führen werde:

E trarròtti di qui per loco eterno. I. 114.

E vedrai: große Dinge wirst du sehen und erleben: I. 118.

und endlich, ihm, wo die eigne Kraft nicht mehr ausreichen wird, höhere Hilfe zu versprechen, die ihn ganz zum Ziele geleiten wird.

Alle quali poi, se tu vorrai salire,  
Anima fia a ciò di me più degna. I. 121, 122.

\*

Autorität allein wird aber, auch wenn sie maßvoll ausgeübt wird, immer eine gewisse Kluft offenlassen, zwischen Lehrer und Schüler. Sie hält den Schüler in einer

Distanz, die noch nicht den vollen, ganzen, eigentlichen Einfluß des Lehrers wirken lassen kann.

Diese Kluft muß überbrückt werden, und das Bindeglied, die goldene Brücke, die Lehrer und Schüler einander wieder nahe bringt, das ist das zweite pädagogische Element, die Liebe.

Auch dieses Element finden wir in Vergil. «Magnanimo» nennt ihn Dante, „großherzig“.

„O anima cortese mantovana“ (II. 58), spricht ihn Beatrice an.

Liebe durchleuchtet sein ganzes Wesen, sie strahlt aus jedem Wort, aus jeder Tat, selbst aus dem herbsten Tadel, selbst in der scheinbar größten Ungeduld.

Sie zeigt sich schon in seinem Erscheinen gerade im rechten Augenblick; denn die Liebe sieht scharf, und der Lehrer soll die Schwierigkeiten des Schülers voraussehen oder ahnen und die Liebe ihn drängen, rasch einzugreifen und zu helfen.

Die Art und Weise dann, wie er zu ihm spricht, die ersten Worte offenbaren das feine Verständnis und den Takt, der nur aus der Liebe herausblühen kann und zwar vor allem aus idealer, übernatürlicher Liebe; denn die sinnliche Liebe allein macht parteiisch und wird oft gerade solche übersehen, die der Liebe am meisten bedürften.

Vergil stellt sich zuerst vor und zwar nicht in großartiger Weise, nicht um vor allem der eigenen Autorität auf den Thron zu helfen und sich in möglichst blendendem Licht zu zeigen, umgeben von dem ganzen Machtapparat, der ihm eventuell zu Gebote steht.

Im Gegenteil. Er spricht zuerst von indifferenten Dingen, um Dante gerade dadurch über die erste Angst hinweg zu helfen, wie das so oft notwendig ist, besonders wo vielleicht im Elternhaus der Lehrer nur als Schreckgespenst diente und schwerste Vorurteile gegen ihn und Angst vor ihm eingepflegt wurde, und wie es auch von größter Wichtigkeit sein kann bei Leuten, deren sittliche Erziehung man nach vielen Verirrungen einlenken und übernehmen soll, wie z. B. am Krankenbett, bei Konversionen.

Er betont zwar gleich im Anfang, er sei kein Mensch mehr d. h. nicht mehr in gleicher Weise, sondern etwas Höheres. Aber dies hebt er nur einen Augenblick hervor, dann verweilt er besonders bei dem

Gedanken, daß er einst auch Mensch gewesen, gerade um sich dem Schüler zuerst als Mensch nahe zu bringen:

Non uomo; uomo già fui. I. 67.

Und er sucht sogleich sein Vertrauen noch mehr zu gewinnen durch den Hinweis, daß er ein Landsmann von ihm sei, also mehr oder weniger von gleichem Schlag, von gleichen Anlagen, von gleichem Charakter und damit vom rechten Verständnis für die Eigenart des Schülers:

E li parenti miei furon lombardi  
E mantovani per patria ambedue.

I. 68, 69.

Wie leicht läßt sich da anknüpfen, Erinnerungen wecken, die Gleichheit wenigstens der innern Gesinnung bewirken, mit einem Wort, die Kluft schon etwas ausfüllen, den Abstand ausgleichen! Und wie rasch nimmt dies das Vertrauen gefangen!

Und leuchtet nicht ein edles Herz aus dem bloßen:

E vissi a Roma sotto il buono Augusto. I 71.

Leute, die von andern gut und lieb denken und reden, müssen selbst gut und lieb sein. Ein ganz natürlicher Schluß, den jung und alt gern ziehen.

Und jetzt geht er einen Schritt weiter! Die Liebe fühlt, was dem andern not- und wohltut, wie sehr sich die Seele nach vollem Verständnis sehnt,

Mit dem Wort: Poeta fui . . . (I. 73); kommt er ihm noch näher. Denn in diesem Wort liegt bereits die stille, feine Anerkennung der gleichen Eigenschaft in Dante angedeutet. Was hätte es für einen Sinn, einem Mezger, Schreiner usw. gegenüber diesen Beruf hervorzuheben? Das ist die feine Ueberleitung auf das Lieblingsthema, das eines jeden Jungen löst.

Und sein Werk selbst, ist es nicht das Hohelied der Kindesliebe des Aeneas:

... e cantai di quel giusto  
Figliuol d'Anchise che venne da Troja,  
Poi che il superbo Ilion fu combusto,

I. 73—75.

und ein ewig lebendes Denkmal der eigenen edlen Gesinnung und Liebe?

Hat also Dante nicht allen Grund, diesem Manne zu vertrauen? Gewiß.

Und deshalb darf dieser auch jetzt die Frage wagen, die erst eigentlich den Zweck seines Kommens birgt, die Frage, die den wunden Punkt berührt.

Er muß das tun, aber er tut es mit zarter Hand, und es liegt mehr eine Aufklärung als ein scharfer Tadel darin:

Ma tu, perchè ritorni a tanta noia? I. 76.

Schon das Wort noia ist schonend und das perchè ritorni weckt den Eindruck, als hätte Dante einen Grund so zu handeln, handelte also immerhin als vernünftiger Mann, wenn auch der Grund nicht einleuchtend scheint. So klingt es fast, als wollte Vergil sagen: Du mußt dich wohl in etwas täuschen, täuschen in deinem Ratiocinium. Wenn du alles wüßtest, gingeßt du sicher nicht dahin zurück. Damit ist die Ehre des Schülers gewahrt; denn täuschen kann sich jeder und aus einer Täuschung heraustrreten und es dann anders machen, ist keine Schande. Diesen Eindruck wecken und vertiefen noch mehr die folgenden zwei Verse:

Perchè non sali il diletto monte  
Ch'è principio e cagion di tutta gioia?

I. 77, 78.

d. h. du hast jedenfalls nur für einige Augenblicke den rechten Weg und das herrliche Ziel aus dem Auge verloren, daß du wieder zurückkehren willst.

Mit welcher Feinheit hat er ihm damit aber zugleich wieder das leuchtende ragende Ziel vor Augen gehalten und wieviel Anerkennung und Ansporn liegt also selbst in dem Tadel!

Dem entspricht denn auch sofort dieser eigentlich überwallende Erguß der Freude im Schüler, einen solchen Lehrer gefunden zu haben und dieses eigentlich unbeschränkte Vertrauen:

O degli altri poeti onore e lume,  
Tu se' il mio maestro e il mio autore,  
Aiutami da lei.... I. 82, 85, 89.

Nun beginnt der eigentliche Unterricht, und der bringt nun allerdings manches Neue, Ungewohnte, Schwierige.

Das Benehmen, die Disziplin, die Ordnung, kurz der ganze Weg und das ganze Leben muß sich vielfach ändern.

Es ist das erste autoritative Wort, das er jetzt sprechen muß. Doch wie nobel, wie liebevoll spricht er auch dies wieder:

A te convien tenere altro viaggio. I. 91.

A te convien: du mußt nicht absolut, du bist frei, aber es geziemt deiner Berufung, deinen Talenten, deinem edlen hochstrebenden Geist und deinem erhabenen Ziele. Ein eigentlich geflügeltes Wort.

Schon diese Anerkennung der Freiheit tut wohl und gewinnt eher:

A te convien tenere altro viaggio,  
Se vuoi scampare d'esto loco selvaggio.  
I. 91, 93.

Immer gibt Vergil seinem Schüler den Grund, den Zweck des Gebotes an und immer ist es ein Zweck, der nur das Beste des Schülers im Auge hat. Er behandelt ihn also als denkenden Menschen, dessen Recht zu entscheiden, er jetzt noch sorgfältig wahrt, weil dieser ja noch nicht auf der Stufe des vollkommenen, des blinden Gehorsams ist.

Er macht ihn aber nicht nur auf die wohlbegründete Notwendigkeit aufmerksam, er zeigt ihm auch den Weg, er entwickelt das Programm, wenigstens in den Hauptpunkten.

Ove udrai le desperate strida,  
E poi vedrai color che son contenti,  
Quando che sia, alle beate genti.

I. 115, 118, 120.

Er gibt die ganze, ereignisgewaltige Reise und Aufgabe so im Tone ruhiger Selbstverständlichkeit und natürlicher Entwicklung. Und das ist gut. Denn es ist für den Schüler immer angenehm, wenn er das Pensum etwas überblicken kann und wenn er zum voraus gewisse Haltestellen und Ruhepunkte und vor allem ein leuchtendes, lockendes Endziel vor Augen sieht.

Er verhehlt ihm deswegen die Schwierigkeiten doch nicht, im Gegenteil er stellt sie ihm wiederholt vor; aber ist das nicht auch wieder ein Zug kluger Liebe, die ihn jetzt schon und wenigstens von Zeit zu Zeit wieder mit dem Gedanken daran vertraut macht, damit sie nicht später zu unerwartet und darum doppelt schrecklich über ihn hereinbrechen?

Und einen schönsten Zug seiner Liebe dürfen wir wohl darin sehen, daß er auch den Schüler zu Worte kommen, ihn ungestört seine Zweifel, seine Angste und Besorgnisse und seine sogar etwas temperamentvollen Einwürfe vorbringen und sein Herz ausschütten läßt.

Io cominciai: Poeta che mi guidi  
Guarda la mia virtù, s'ella è possente  
Prima che all'alto passo tu mi fidi. II. 10—12.  
Ma io perchè venirvi? o chi il concede?  
Io non Enea, io non Paolo sono:  
Me dego a ciò nè io nè altri crede. II. 31—33.

Die ganze lange Rede hört er ruhig an, unterbricht ihn mit keinem Wort, groß und unentwegt steht er da, selbst wie der Schüler meint, die Schwierigkeiten, die er in so syllogistisch scharfer Form vorgebracht, müßten einfach auch den Lehrer zwingen.

(Schluß folgt.)

# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Ein Stück Pädagogik aus der Divina Commedia. — „Unsere Außenwelt.“ —  
Kunststube. — Bücherecke.

## Ein Stück Pädagogik aus der Divina Commedia.

Von P. Gerard Fässler O. Cap., Stans.  
(Schluß.)

Und doch ist das nicht Indifferentismus und nicht kalter Hochmut. Der Lehrer ist allem aufmerksam gefolgt, wie sein Wort dann endlich bezeugt:

Se io ho ben la tua parola intesa. II. 43.

Schon dieses Wort ist voll zarter Rücksicht. Denn es zeigt, daß der Lehrer sich alle Mühe gegeben hat, dem Schüler zu folgen, die Schwierigkeit zu verstehen.

Das aber beruhigt, imponiert und das gibt dann der Antwort des Lehrers, besonders wenn sie einen Tadel enthalten muß, den rechten Hintergrund und Nachdruck und nimmt ihm die verlebende Schärfe.

Denn die Liebe darf nicht den Fehler übersehen und den verdienten Tadel unterlassen.

Deshalb faßt nun Vergil den Kern der ganzen Argumentation Dantes in das auf den ersten Blick scharfe Wort zusammen:

La tua anima è di viltade offesa. II. 45.

Er zeigt gerade dadurch, daß er wohl verstanden und alles durchblickt hat und berührt damit einen Fehler, den man tatsächlich in der Schule oft bei Schwachen, manchmal aber auch bei den Besten bekämpfen muß, einen Fehler, der zum Verhängnis, aber auch, wenn es der Lehrer versteht, zum Ansporn werden kann.

La tua anima è di viltade offesa.

Es ist der Mangel an Selbstvertrauen. Es kann ein Fehler sein, wenn er nur aus natürlicher Bequemlichkeit und Trägheit herauswächst, er kann aber auch zeigen, daß der Schüler nur die Schwierigkeit richtig einschätzt und die Größe der Aufgabe und in diesem Sinne ist es eher ein Vorzug zu nennen.

Aber selbst wenn das Wort «viltade» auf den ersten Klang herb und hart und scharf tönt, Vergil mildert es wieder etwas durch den folgenden Vers:

La qual molte fiate l'uomo ingombra  
Si che d'onrata impressa lo rivolve.

Er braucht sich also nicht zu schämen. Denn solche Krisen haben die Größten durchgemacht, besonders in großen Augenblicken, vor gewaltigen Aufgaben. Wie leicht kann da einer an sich selbst irre werden und Selbstvertrauen und Mut verlieren.

Liegt aber nicht auch schon fast das Augustinische «Potuerunt hi, cur non et ego?» darin?

So leuchtet selbst im Tadel aus jedem Wort die Liebe und zwar eine Liebe, die selbstlos ist und darum am meisten Eindruck machen und gewinnen muß, weil sie ohne persönlichen Vorteil arbeitet und opfert, nur zum Besten des Schülers:

Ond'io per lo tuo me' penso e discerno. I. 112.

Das soll immer eine Hauptnote sein im Unterricht. Je selbstloser der Lehrer handelt, je mehr aus all seiner Arbeit nur das Beste, nur das Interesse des Schülers herausleuchtet, umso besser und dauernder wird er wirken.

Zeigt sich aber diese Selbstlosigkeit der Liebe nicht am schönsten gerade darin, daß Vergil sich bereit erklärt, ihm überall voranzugehen:

Che tu mi segui ed io sarò tua guida. I. 113.

Exempla trahunt. Was kann der Schüler fürchten, wenn ihm ein Mann von solcher Autorität und Liebe Schritt für Schritt vorgeht, ihm den Weg ebnet und alle Schwierigkeiten mit ihm teilt?

Und möchte angesichts der Riesenaufgabe doch noch irgendwelche Befürchtung auch nur leise auftauchen oder unausgesprochen im Grund der Seele zittern, so hilft er ihm auch da, und wieder zeigt sich die Liebe, die an alles schon gedacht, und stellt ihm noch höhere Hilfe in Aussicht:

Alle quali poi, se tu vorrai salire,  
Anima sia a ciò di me più degna.

I. 121, 122.

Das ist Beatrice — das Sinnbild der Gnade, deren Wesen, Notwendigkeit und Herrlichkeit Vergil in begeisterten Worten zeichnet.

Und gerade auf die Gnade, auf das übernatürliche Licht, auf ihre Notwendigkeit und Schönheit und Kraft und Macht hinzuweisen, kann dann und wann auch für die Schule eminent wichtig sein, weil nur sie wirklich alle Schwierigkeiten zu überwinden vermag und weil der Schüler auch beizeiten sich gewöhnen soll, auf sein Lernen, sein Studium und auf alle Schwierigkeiten Segen, Licht und Kraft der Gnade herabzuflehen.

Nachdem Vergil aber seinem Schüler sogar diese Hilfe, die übernatürliche, in Aussicht gestellt, begreifen wir nun auch, warum er in fast ungeduldigem Drängen, — denn jetzt käme ihm ein Zagen und Zaudern unbegreiflich vor — fragt:

Dunque che è? perchè, perchè ristai?  
Perchè tanta viltà nel cor allette?  
Perchè ardire e franchezza non hai  
Poscia che tai tre donne benedette  
Curan di te nella corte del cielo  
E il mio parlar tanto ben t'impromette?

II. 121—126.

Das ist der letzte Schlag, den der Lehrer gegen den Widerstand des Schülers führt, der letzte Bogen zugleich an der Brücke, die ihn mit dem Schüler verbinden soll, das Schlußwort des ganzen Unterrichtes.

Und der Erfolg?

Kein anderer, als wie er notwendig — Ausnahmen, die immer vorkommen können, abgerechnet — aus einer solchen Lehrmethode und den richtigen Voraussetzungen erzielt werden müssen.

Einmal eine hohe Achtung und Ehrfurcht im Schüler, wie sie denn in der Tat herausleuchtet aus den so oft wiederholten:

O degli altri poeti onore e lume,  
Tu se' lo mio maestro e il mio autore.

I. 82, 85.

Dann Demut und Bescheidenheit:

Se' savio, intendi me' ch'io non ragiono. II. 36.

Liebe, Vertrauen und Bitte:

Vagliami il lungo studio e il grande amore,

AIutami da lei, famoso saggio,

Guarda la mia virtù s'ella è possente.

I. 83, 89; II. 11.

Mut:

Quale i fioretti, dal notturno gelo  
Chinati e chiusi, poi che il sol gl'imbianca  
Si drizzan tutti aperti in loro stelo;  
Tal mi fec'io di mia virtude stanca.

II. 127—130.

Ein wunderschönes, zartes Bild der Wirkung der Liebe, die das Eis und die Frostkruste löst und die Blumen hebt und erschließt.

Dankbarkeit, denn das ist immer der erste Strahl, der aus den Augen leuchtet, wenn der Lehrer den Schüler aufgerichtet, ihm Mut eingeflüstert:

O pietosa colei che mi soccorse,  
E tu cortese che ubbidisti tosto  
Alle vere parole ch' ti porse!

II. 133—135.

Das ist die Macht des Beispiels!

Und dann das Erwachen der eigenen Begeisterung, das eigene Vorwärtsstreben:

Tu m'hai con desiderio il cor disposto  
Si al venir, con le parole tue,  
Ch'io son tornato al primo proposto.

II. 136—138.

Und endlich der Triumph der ganzen Methode und überhaupt aller Pädagogik: das volle Aufgehen im Willen des Lehrers, der bereitwillige freiwillige Gehorsam in Wort und Tat:

Or va, chè un sol volere è d'ambidue:  
Tu duca, tu signore e tu maestro.  
Così gli dissì; e poi che mosso fue,  
Enrai per lo cammino alto e silvestro.

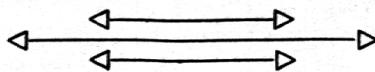
II. 139—142.

Ta, darin liegt in der Tat die höchste Blüte, der Triumph der Pädagogik: Autorität und Freiheit beides zu wahren und in Seelengemeinschaft in ein Wollen und eine Tat zu verschmelzen.

Das ist die Forderung, die besonders auch die modernen Pädagogen wieder eindringlicher stellen.

Und so ist Dante denn auch in dieser Hinsicht trotz der 6. Jahrhunderte, die seit seinem Tode verflossen, ganz modern, und wie er zu Vergil, so sagen wir zu ihm:

Tu duca, tu signore e tu maestro. II. 140.



## „Unsere Außenwelt“.

Von Dr. P. Karl Vor. Büsser O. S. B.

Wem immer ein vertieftes wissenschaftliches Erkennen des Seelenlebens angelegen ist, dürfte das kürzlich erschienene Buch: „Unsere Außenwelt, Eine Untersuchung über den gegenständlichen Wert der Sinneserkenntnis“, von Joseph Gred O. S. B. (Verlagsgesellschaft Throlia, Innsbruck 1921, VIII. und 332 S.) viel Belehrendes und Interessantes bieten.

Eine Art Lebenswerk des Verfassers, ist es eine Glanzleistung streng geschlossenen, lückenlosen Denkens, einer philosophisch bis ins Kleinstes durchgearbeiteten, christlichen Lebenserkenntnis, die sich hier an einem vorzugsweise naturphilosophischen Stoffe restlos bewährt. Es wird so zu einem trefflichen Gegenstück einer naturwissenschaftlich-subjektivistischen Philosophie und Lebensanschauung der Gegenwart.

Von diesem Standpunkt aus versteht man das lobende Urteil der philosophischen Fachschrift „Divus Thomas“: „Bei der umfassenden Bedeutung, die der Frage, wie unsere Sinne die Außenwelt erkennen, und wie sich diese Außenwelt in Wirklichkeit zu unseren Sinneswahrnehmungen verhält, im Hinblick auf die Grundlagen unserer gesamten Weltanschauung zukommt, darf des bekannten Philosophen aus dem Benediktinerorden neuestes Werk den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eines der verdienstvollsten und wichtigsten philosophischen Bücher zu sein, die in den letzten Jahren auf katholischer Seite geschrieben worden sind.“

Nach einer kurzen aber genauen, gut orientierenden Angabe des Fragepunktes: Kommt der Sinneserkenntnis ein bewußtseinsjenseitiger Gegenstand zu? wird auf die bezüglichen Ansichten der Idealisten, der sogenannten „kritischen Realisten“, der „Gegner der unmittelbar sinnensfähigen Körperbeschaffenheiten“ und des vom Verfasser vertretenen „natürlichen Realismus“ eingetreten.

Sind im ersten Teil die drei ersten Ansichten klar und entschieden zurückgewiesen worden, so folgt im zweiten Teil des Buches die Darlegung und Begründung des natürlichen Realismus. Dieser Abhandlung gilt das Hauptinteresse. Aus ihr ergibt sich auch der dritte Hauptteil: Lösung der Einwände, die gegen den natürlichen Realismus erhoben werden.

Entsprechend der Mannigfaltigkeit und tiefgehenden Unterschiede der gegensätzlichen Ansichten über den gegenständlichen Wert der Sinneserkenntnis und der menschlichen Erkenntnis überhaupt, deren Wurzeln meist weit zurückreichen bis hinab in die Tiefen einer metaphysischen Welterschaffung, greift auch der Autor mehr denn einmal über die Befprechung der nächstliegenden psychologischen und kriteriologischen Tatsachen hinaus. Er legt zuerst die Fundamente jeder objektivistischen Erkenntnistheorie klar, auf daß die Lösung der vorgelegten Spezialfrage, unwiderleglich gesichert, direkt aus ihnen abgeleitet werde.

Die Sinne werden, unter Benützung der neuesten physikalischen und physiologischen Theorien und Resultate, genau charakterisiert und ihr Gegenstand möglichst scharf abgegrenzt. Die Fünfzahl der äußern Sinne wird mit der Modifikation beibehalten, daß der Tastsinn, wie bereits bei Aristoteles angedeutet, im Sinne der modernen Physiologie als Sammelbegriff für den Druck- und Temperatursinn betrachtet wird. Ein eigener Schmerzsinne wird dagegen begründeterweise mehrfach abgewiesen.

Zur Klärung der ganzen Frage trägt besonders die genaue Einteilung des Sinnenfähigen in das „an sich“ und das „durch Hinzufügung“ Sinnenfähige und die des ersten in das „unmittelbar an sich“ und das „mittelbar an sich“ Sinnenfähige nach dem Vorgehen der „Alten“ viel bei. An sich sinnensfähig ist z. B. am Apfel die Farbe für das Auge, das aber durch Hinzufügung auch gleichsam die Substanz desselben wahrnimmt. Ausdehnung, Figur und die übrigen quantitativen Bestimmtheiten aber sind an sich doch nur mittelbar sinnensfähig z. B. vermittelst der Farbe. Diese Einteilung des Sinnenfähigen wird nun noch um ein Glied vermehrt, durch Unterscheidung und Charakterisierung des Gegenstandes „drinnen“ und seines Korrelates des Gegenstandes „draußen“. Drinnen ist das Netzhautbild, der Bassilarmembranon, das auf der Nasenschleimhaut aufgenommene Riechende, das in die Geschmacksbecherchen aufgenommene Schmeckende, die in den empfindenden Körper aufgenommene Wärme, der dem empfindenden Körper innerliche Widerstand. Draußen ist für die Fernsinne (Gesicht, Ge-

hör, Geruch) das räumlich vom Erkenntnisträger Getrennte: Farbe, Ton, Geruchsqualität; für die übrigen Sinne: das Schmelzende draußen, d. h. das die äußere Zunge berührende, das Wärmende draußen, das die äußere Hautoberfläche Berührende, das Drückende draußen, das ebenfalls der oberen Haut anliegt.

In der weitern Auseinandersetzung über die äußern Sinne im besonderen wird der unmittelbare Gegenstand der einzelnen Sinne, der Gegenstand drinnen, genau untersucht und von allem gereinigt, was bloß durch Hinzufügung, durch die Phantasie oder sonst einen äußeren Einfluß mit zum Bewußtsein gebracht wird. Dabei wird betont, daß der Gegenstand „objektiv“ erkannt wird, wenn er sich so dem Sinne zeigt, wie er durch außerspsychische Einflüsse (Medium usw.) „objektiv“ modifiziert, dem Sinne im Gegenstand „drinnen“ mitgeteilt wird. So ist es eine objektive Erkenntnis, wenn der Stab im Wasser gebrochen erscheint, weil die Lichtwellen derartig mit dem Auge in Verbindung treten.

Die genaue Sonderung des jedem Sinne „eigentümlichen“ Gegenstandes bahnt eine voll befriedigende Lösung der Schwierigkeiten im erkenntnistheoretischen Teile insofern an, als dadurch sowohl der extrem subjektivistische Standpunkt als ein trotz seiner Uebertreibungen einigermaßen verständlicher erscheint, anderseits aber auch das Naive eines aller Naturwissenschaft abholden, unvermittelten, wissenschaftlich auftretenden Realismus abgelehnt wird.

Das Wesen des Erkennens, zu dessen Beschreibung und Entwicklung der Verfasser nun übergeht, findet derselbe, in Anlehnung an die Schule, in einer eigenartigen Erweiterung des Erkennenden. Im Erkennen werden „Bestimmtheiten“ gegenständlich, d. h. als Objekte, nicht bloß als neue subjektive Bestimmungen und Seinsweisen des Erkennenden selbst aufgenommen: eine Welt außer dem Erkennenden wird von demselben aufgenommen und doch zugleich in ihrer Objektivität, in ihrem Außensein oder Fremdsein belassen. Ist doch die Seele nach Aristoteles gewissermaßen „Alles“: die außerspsychische Welt. Das Erkennen setzt auch ein entsprechendes Vermögen voraus, das in Sinn und Verstand zerfällt. Bei jeder Art von Erkenntnis, dieser eigenartigen Tatsache, benötigen wir ferner ein psychisches Mittelglied: das Erkenntnisbild. Auch dieses wird besprochen und

auf die Selbsterkennnis ebenfalls angewendet.

In das Gebiet der Metaphysik ragen die Begriffe der Wahrheit und Falschheit, in das der allgemeinen Erkenntnistheorie weiterhin der der Wahrhaftigkeit der Erkenntnisvermögen hinein. Auch diese werden zureichend erläutert, um dann gleich zur Erklärung der bezüglichen Verhältnisse in der Erfahrung der äußern Sinne ihre Verwendung zu finden.

Alle diese Auffstellungen in ihrer Gesamtheit führen zu einem unwiderleglichen dreifachen Ergebnis: 1. Durch die Sinne erkennen wir bewußtseinsjenseitige Gegenstände. 2. Wir erkennen unmittelbar bewußtseinsjenseitige Gegenstände. 3. Auch die unmittelbar sinnessäglichen Beschaffenheiten sind als solche bewußtseinsjenseitig.

Eine klare, durch ihre Allseitigkeit leicht verständliche Darlegung des Inhaltes dieser drei Sätze zeigt uns in erfreulicher Weise das Bild einer höchst mannigfachen „objektiven“ Welt, woran uns der obenhinige, absprecherische herrschende Kritizismus und Subjektivismus, besonders wenn er unternaturwissenschaftlichen Formen auftritt (Monismus) und der tiefer grabenden Metaphysik sich entgegenstellt, schon lange verzweifeln machen wollte.

Es ist das angegebene Ergebnis ein Erfolg auch für die pädagogische Betrachtungs- und Handlungsweise, der nicht zu hoch eingeschätzt werden kann, zumal bis in das Denken christlicher Philosophen und katholischer Pädagogen der Agnostizismus seine dunkeln Schatten geworfen. Und umso größer ist der Wert jener objektiven Feststellungen, als es sich in keinem Teile des Werkes um bloße Behauptungen, weit zurückliegende Voraussetzungen, Konstruktionen oder mystische Ahnungen und unzusammenhängende, subjektive Gedankenflüge zur Verdeckung irgendwelcher Oberflächlichkeit oder Seichtheit handelt. Kein einseitiger aprioristischer Schematismus tritt in der Behandlung der naturwissenschaftlichen Fragen und Beobachtungen zutage, sondern überall herrscht rein verstandesmäßiges, sorgfältigstes Abwägen und Vorgehen unter Heranziehung erstklassiger Autoritäten aus allen Lagern. Alles muß dazu beitragen, die selbsteinleuchtende Wahrheit, die sogar dem Manne aus dem Volke, wenn auch nicht in wissenschaftlich herausgearbeiteter und gereinigter Form zugänglich ist, in ihrer vollen Helligkeit erstrahlen zu lassen, so daß

ein Zweifel unmöglich erscheint, sofern man nur dem Gedankengange sorglich und aufmerksam folgt.

Gleichsam die Bewährung der aufgestellten Theorie bildet der dritte und abschließende Teil der ganzen Arbeit. Er dürfte auch dem weniger an philosophische Begriffsbildung gewöhnten Psychologen und Erziehungspraktiker schon für sich eine volle Gewähr bieten für die Richtigkeit der aufgestellten These von der Objektivität oder Gegenständlichkeit der Sinneserkenntnis. Auch einem naturwissenschaftlich orientierten Denken möchte er wohl tiefen Eindruck machen und so zur Entkräftigung vieler landläufiger Vorwürfe dienen.

Er befaßt sich, wie bereits angezeigt, mit der Lösung der Einwände. Sieghafte Einwürfe sind es, die uns, nicht mehr als bloße Schwierigkeiten, sondern als Gegenbeweise empfunden, zum Aufgeben einer Theorie veranlassen, entweder vorläufig oder auch endgültig. Denn die Theorie muß sich an der Wirklichkeit der Tatsachen nachprüfen und dort bewahrheiten lassen.

An Schwierigkeiten, die aus der neuesten Literatur herangezogen werden, und die für die meisten Geister noch immer peremptorisch zu sein scheinen zur Beurichtigung der unmittelbaren Objektivität der Sinneserkenntnis, fehlt es in unserer Materie nicht. Schwieriger ist es, sie insgesamt unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen. Der Verfasser unterscheidet allgemeine und besondere Einwände. Letztere wieder in solche, die sich auf einen mehreren Sinnen gemeinsamen Gegenstand beziehen und Sinnestäuschungen, die sich auf unmittelbar sinnfällige Beschaffenheiten, die auf einen Sinn Bezug haben, erstrecken sollen. Hier wird alles auf die einzelnen Sinne Bezugliche der Reihe nach durchgenommen.

Der Ton, heißt es da, hat für verschiedene Hörer nicht dieselbe Tonstärke, also ist er nicht objektiv; die Tonhöhe wechselt nach dem Dopplerschen Gesetz bei Bewegung der Tonquelle oder des Hörers; die Klangfarbe ist nur die Totalwirkung der mitschwingenden Obertöne, also nicht entsprechend wahrgenommen.

Bei den Gesichtswahrnehmungen rücken die Interferenzfarben an Seifenblasen usw. und die Mischfarben als Gegenbeweis gegen die Objektivität der Farbe überhaupt ins Feld. Der bekannte Newtonsche Farbenkreis, in dem alle Farben

des Spektrums, in Bewegung versetzt, als „weiß“ erscheinen und die Veränderung der Farben durch verändertes Licht sind ebenfalls oftgebrauchte Widder, die das Vollwerk der scholastischen Erkenntnis der Gegenständlichkeit der Sinne niederlegen und einrennen sollen, ja für viele Denker schon gänzlich geschleift haben bis auf wenige „Zurückgebliebene“. Spezielle, kurze Abhandlungen werden der Farbenblindheit in ihren verschiedenen Formen und den bekannten Nachbildern, die sich nach Betrachtung eines hellen Gegenstandes, einer Komplementärfarbe usw. einstellen, gewidmet.

Die niedern Sinne sollen sich nach Ansicht der Gegner in Geschmacks- und Geruchstäuschungen, in solchen des Tast- und Temperatursinnes, welch letzterer wirklich nur die relative Temperatur wahnimmt, ergehen.

Die ganze wohlbewehrte Reihe dieser Schwierigkeiten, die ein Jahrhundert lang und mehr die Geister dem Subjektivismus zugetrieben, finden in bloßer Anwendung der früher allgemein dargelegten Erkenntnisse eine gründliche, vollbesiedigte Lösung. Es wird hier eben, was so oft im Denken fehlt, „ernst“ gemacht. Dabei bringt es freilich der Charakter der vielfach noch schwankenden, unabgeschlossenen Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung mit sich, daß dann und wann mehrere mögliche Wege der Lösung vorgezeichnet werden müssen, je nachdem die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen sich bewähren werden. Hier läßt uns die Philosophie, die es mit höheren Einheiten und Gesetzen zu tun hat, einige Freiheit, sofern nur ihre notwendigen Sätze nicht in Frage gestellt werden. Selbstverständlich bietet auch das gegnerische Beweismaterial viel interessante und vom naiven Bewußtsein vielfach abgelegene, eingehendere Naturbetrachtung.

Nebenbei wird auch die mechanische Energielehre der heutigen Physik einer recht wohlwollenden Wertung unterzogen. Ihr Hauptmangel ist das Außerkennen der äußerst vielgestaltigen und doch vereinheitlichenden, belebenden und integrierenden qualitativen Unterschiede des Stoffes, ein allerdings folgenschwerer Irrtum. Ein eingestreuter Versuch, die Elektronen-Theorie der neuen Physik und Chemie in Zusammenhang zu bringen mit den Anforderungen der scholastischen Philosophie, dürfte manchen, der sich um ein-

schlägige Fragen interessiert, anziehen. Er wird vielleicht erstaunt sein, zu erfahren, daß ein Denker, der strengstens an der Begriffsbildung der Schule in Philosophie und Theologie festhält, in dieser neuesten Elektronen-Hypothese sogenig, wie in den vom Relativitätstheoretiker Einstein gemachten Beobachtungen einen Widerspruch mit den Begriffen von Substanz und Akzidenz und dessen verschiedenen Kategorien, mit den Leitsätzen über Materie und Form, Wirk- und Zweckursächlichkeit usw. findet. Dabei wird aber das Hypothetische der betreffenden Naturerklärung natürlich nicht aus den Augen verloren.

Ein letztes Vollwerk, das sich der Anerkennung der Gegenständlichkeit und Objektivität der Sinneserkenntnis entgegenstellt, ist die Theorie der spezifischen Sinnesenergien: Jeder Sinn reagiert auf jeden beliebigen Reiz im Sinne seiner eigenen (subjektiven) Veranlagung oder Energie. Zehn Beweise, von N. Brühl („Die spezifischen Sinnesenergien“) aus dem Gesamtgebiet des modernen Wissens gesammelt, werden einzeln vorgeführt und Schritt für Schritt geprüft, um schließlich, ohne Einführung neuer Hilfshypothesen, an Hand des vorher entwickelten widerlegt zu werden. Die Antwort erscheint immer befriedigend.

So kann denn der verdienstvolle Verfasser im Schlußworte mit voller Rechtfertigung und im Gefühl, ein großes Werk vollendet zu haben, schreiben: „Die Untersuchung über den gegenständlichen Wert unserer Sinneserkenntnis ergibt die Begründung des natürlichen Realismus: durch die Sinne erkennen wir bewußtseinsjenseitige Gegenstände. Auch die sinnfälligen Beschaffenheiten sind als solche bewußtseinsjenseitig, d. h. wir erkennen durch unsere Sinne die bewußtseinsjenseitige Außenwelt so, wie sie an sich ist, auch nach diesen sinnfälligen Beschaffenheiten. Dieser Realismus ist die Überzeugung eines jeden, nicht durch falsche Wissenschaft verbildeten Menschen.“ Deshalb übt der kritische Realismus in widernatürlicher Weise Kritik an dem unmittelbar gegebenen Gegenstande, dessen Bewußtseinsjenseitigkeit er in Zweifel zieht und beweisen will. Der natürliche Realismus ist nur insofern kritisch, als er Kritik übt an den abgeleiteten Wahrheiten und Tatsachen und an allem, was sich nicht einleuchtend darstellt, als unmittelbar ge-

geben. Zuerst freilich haben wir ja nur eine unvollkommene Erkenntnis der Außenwelt. Der genaue Gegenstand jedes Sinnes ist aufzuzeigen. Deutliche und ausdrückliche Erkenntnis desselben ist ein wissenschaftlicher Erfolg. So kommen wir zur Erkenntnis eines Mittelgegenstandes zwischen dem Sinne und der Außenwelt außerhalb unseres Leibes. Der Ungebildete erkennt denselben nur undeutlich und einschlußweise und kann die erhobenen Schwierigkeiten nicht lösen, obwohl die Wahrheit der Objektivität der Außenwelt ihm feststeht. „Nach diesem natürlichen kritischen Realismus ist unmittelbarer Gegenstand der äußeren Sinne das bewußtseinsjenseitige Sinnfällige außerhalb unseres Leibes. Dieses wird von den äußeren Sinnen notwendig immer so erkannt, wie es an sich ist, da es der unmittelbar gegebene Sinnesgegenstand ist, und die äußeren Sinne in keiner Weise schöpferisch sind, so daß sie ihren Gegenstand anders darstellen könnten, als er gegeben ist. Die Erkenntnis dieses Gegenstandes ist unmittelbare Schauung des Gegenwärtigen, so wie es an sich ist. Mittelbarer Gegenstand der äußeren Sinne ist das bewußtseinsjenseitige Sinnfällige außerhalb unseres Leibes. Dieses wird von den äußeren Sinnen nur unvollkommen erkannt, so wie es durch den Gegenstand drinnen, innerhalb unseres Leibes dargestellt wird — und nicht als draußen, als außerhalb des Leibes, ebenso wie das Drinnen (abgesehen vom Tast- und Temperatursinne) nicht als drinnen erkannt wird.“ „Als draußen und in seinem absoluten An-sich wird er (der Gegenstand) nicht erkannt durch die einfache Empfindung. So wird er nur erkannt durch die Wahrnehmung mittels der inneren Sinne auf Grund der mittelbaren Erfahrung.“ Hier bildet, nach dem Autor, der Tastsinn die Brücke. „Dieser Realismus ist wirklich natürlich.“

Die Analyse und Angabe der Grundgedanken des lehrreichen Buches dürfte genügen, die Aufmerksamkeit weiterer, auch pädagogischer Kreise auf sich zu ziehen. Falsche Auffassungen in der hochwichtigen Frage nach der inneren Gestaltung und dem Werte der Erkenntnis müssen ja nicht zuletzt in Erziehung und Unterricht zu manigfachen Missgriffen Anlaß geben, wenn auch der Erziehungskünstler einer subjektiven Auffassung der Welt nicht in erster Linie ausgesetzt ist.

## Zunftstube.

**Napoléon I<sup>er</sup> écrivain et orateur.** On a publié de lui une vaste *correspondance* (28 vol. in-4 et in-8, 1858—1869); elle nous montre surtout le souverain; lettres brèves, nettes et impérieuses, quand il s'agit de l'administration; tendres et affectueuses, lorsqu'elles s'adressent à des parents.

Ses *Mémoires*, œuvres dictées à ses compagnons de Sainte-Hélène et entretiens recueillis par eux (8 vol. 1822—1825), égalent, au dire des critiques, ceux de César par la simplicité, et les surpassent par l'exactitude et la précision des descriptions; Sainte-Beuve loue leur «style pittoresque, toujours sobre et vrai, où dominent la pensée et la volonté, où l'imagination se fait

jours par éclairs». Ils comprennent principalement le récit de ses plus belles campagnes, et des jugements sur plusieurs grands faits de guerre de l'antiquité ou du règne de Louis XIV.

Ses *Proclamations* (elles figurent dans la *Correspondance*) sont célèbres; elles sont d'une éloquence forte, sonore, imagée, bien faite pour inspirer la confiance et l'enthousiasme. Toutes les paroles, dit Lanson, qui peuvent toucher les ressorts de l'énergie morale, sont là, et sont seules là.

Par l'ensemble de son œuvre, Napoléon occupe avec raison une place dans l'histoire de la littérature française.

Chr. Favre.

## Bücherrede.

**Baur, P. Benedikt, Ich bin der Weinstock — Ihr seid die Rebzweige.** Erwägungen zu Füßen des Tabernakels. 2. Auflage. Kössele, Kempten.

Ein Buch voll von tiefgründiger und warmer Theologie und voll von tiefer und warmer Liebe zum großen und heiligen Mittelpunkte unseres katholischen Glaubens- und Gnadenlebens: zur heiligen Eucharistie. Fast zu tief an Gottesgelehrtheit und fast zu hoch und zu verklärt und zu erdenfern an Liebesglut für Leute, die mit beiden Füßen auf Erden wandeln, die mit allzu irdischen Augen zu schauen und mit allzu irdischem Herzen zu lieben gewohnt sind. Man kommt sich recht armselig vor, wenn man diese Seiten betrachtend durchbetet. Armselig, weil man so oberflächlich behandelte bis dahin, was doch so unendlich tief ist; weil man so kalt dem gegenüberstand, was doch höchstes Geschenk der höchsten Liebe ist; weil man so trocken blieb, selbst in jener Stunde, wo man am Herzen der ewigen Liebe ruhen durfte!

Das Büchlein ist vielleicht für viele, für die Durchschnittsmenschen — darf ich auch sagen: für die Durchschnittspriester? — fast zu hoch, fast zu gottselig, zu verklärt, zu erdenfern in Wort und Bild. Für jene besonders, denen die Fast der Tagesgeschäfte selten ein beschauliches Stündlein schenkt. Den Tiefen aber, den Beschaulichen, den Gottseligern unter uns, besonders aus dem

Briesterstande und Ordenstande, wird es eine Quelle reicher Erbauung und reichen Segens sein. Und wenn diese dann durch das Büchlein reicher werden, dann wird etwas von ihrem Reichtum, etwas von ihrer Erbauung und etwas von ihrem Segen — so oder anders — auch auf uns andere, auch auf die Mittelmäßigen übergehen.

**Stieglitz, Dr. H., Die religiöse Fortbildung der Jugendlichen.** Kössele, Kempten.

Es ist eines der großen Verdienste der neuern Psychologie, daß sie fruchtbare Anregungen gegeben hat auch für das so wichtige und so heilige Kapitel der Religionspädagogik. Freilich haben — gestehen wir es nur offen — viele unserer Religionslehrer bis dahin sich nur wenig um diese neuern religionspädagogischen Fragen interessiert. Gewiß ist uns das objektiv gegebene religiöse Gut die Hauptfache. Ein Reichtum, der durch keine noch so schlaue Psychologie je ersetzt wird. Aber soll dieses wertvolle Gut auch subjektiv zum reichen und fruchtbaren Besitztum der Katechumenen werden, dann muß der Religionslehrer auch zu Psychologen in die Schulen gehen.

Eines der schwierigsten religions-pädagogischen Probleme ist das Problem der religiösen Beeinflussung und des religiösen Unterrichtes der Jugendlichen.

Daß es mit einer bloßen Wiederholung

der früheren Katechismusweisheit, mit einem bloßen „Aufwärmen“ und „Vertiefen“ der früheren Katechismusfragen nicht getan ist, sollte man heute doch überall einsehen. Der Jugendliche hat eine ganz eigenartige Seele, also muß er auch dieser seiner Seele entsprechend behandelt werden, auch in der religiösen Erziehung, auch im Religionsunterrichte. Diese Frage und die noch viel schwierigere, wie das zu geschehen habe, wird vom vorliegenden Büchlein in psychologisch-methodisch überlegener Weise behandelt und beantwortet. Es behandelt in erster Linie den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Aber es enthält so viel allgemein und immer und für alle Schulstuben und für alle Familienstuben Gültiges, daß es jeder Religionslehrer, überhaupt jeder Erzieher, der mit „jungem Volke“ zu tun hat, mit hoher Befriedigung und mit großem Nutzen liest. — Daß wir in der Schweiz noch nicht überall so weit sind — nicht einmal in allen katholischen Kantonen so weit sind — einzusehen, daß zu einer wirklichen Fortbildungsschule auch und in erster Linie ein diesem Alter entsprechender Religionsunterricht gehört, sei hier nur ganz nebenbei erwähnt.

L. R.

**Wasserzieher, Dr. Ernst, Leben und Weben der Sprache.** 3. Aufl. IX und 280 S.

**Derselbe, Bilderbuch der deutschen Sprache.** 292 S. Berlin, Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1921.

Diese beiden wirklich vorzüglichen Büchlein verdienen warme Empfehlung. Sie enthalten in zwangloser Reihenfolge über hundert größere und kleinere sprachwissenschaftliche Aufsätze, die dem Leser wertvolle Aufschlüsse über die verschiedensten Erscheinungen deutschen Sprachlebens geben. Eine systematische, zusammenhängende Sprachgeschichte wollte der Verfasser nicht bieten, jeder Aufsatz ist ein Ganzes für sich. Aber aus der Menge der Einzelbildchen entsteht ein reizvolles Gesamtbild unserer Mutter-

sprache, ihrer Eigenarten und ihrer Geschichte. Die Darstellungen beruhen durchwegs auf solider wissenschaftlicher Grundlage und sind, ohne daß der Verfasser sich in Spitzfindigkeiten verliert, gediegen und gründlich. Die Form, in der sie geboten werden, ist immer frisch und lebendig, so daß die Lektüre der Büchlein zum wirklichen Genusse wird. Jeder, dem daran gelegen ist, seine Kenntnis der deutschen Sprache zu erweitern und zu vertiefen, wird die beiden interessanten Schriftchen mit großem Nutzen lesen. Besonders werden Deutschlehrer jeder Schulstufe vieles darin finden, was ihnen beim Unterrichte wertvolle Dienste leistet. So sei zum Beispiel hingewiesen auf die Kapitel über Erbgut und Lehngut in unserer Muttersprache (Leben und Weben S. 7 ff.), Volksetymologie (S. 51), Kanzleisprache (S. 128 ff.), Flurnamen (S. 201 ff.), Sprache und Kultur (Bilderbuch S. 1 ff.), Familiennamen (S. 24 ff.), deutsche Vornamen (S. 111 ff.), Ortsnamen (S. 137 ff.) usw. Mögen die gehaltvollen, flott geschriebenen Büchlein den Weg in weiteste Kreise finden. Sie werden überall reiche Belehrung und Freude bringen.

P. L. S.

**Bünger, Dr. Fritz, Beiträge zur Geschichte der Provinzialkapitel und Provinziale des Dominikanerordens. (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, 14. Heft.)** Leipzig, Otto Harrassowitz, 1919. VII und 184 S.

Durch vorliegende kritische Veröffentlichung z. T. noch unbekannten Altenstücken aus der ältesten Geschichte des Dominikaner-Ordens und die beigegebenen Anmerkungen und Register wird das sonst spärliche diesbezügliche Material in offenbar sehr begrüßenswerter Weise vermehrt und einer umfassenden Bearbeitung zugänglich gemacht. Die Lektüre des Werkes setzt historischen Sinn und Forschertrieb voraus, da die Texte vielfach unvollständig und korrupt sind.

P. K. L.

Such' in des Landes Wohl und nicht beim Pöbel Ruhm,  
Sei jedem Bürger hold und keines Eigentum.  
Sei billig und gerecht, erhalt' auf gleicher Wage  
Des Großen drohend Recht und eines Bauern Klage.  
Bei Würden sieh' den Mann, und nicht den Gegendienst,  
Mach' Arbeit dir zur Lust und Helfen zum Gewinn.

Haller.

# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Schutz- und Truwwaffen zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums in der Neuzeit. — Kunststube.

## Schutz- und Truwwaffen zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums in der Neuzeit.

Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B.

Die Revolution in den Novembertagen 1918 war nicht bloß eine politische, sondern sie griff auch auf das wirtschaftliche und gesellschaftliche Gebiet hinüber. Vor allem traf die sozialistische Sturzwelle die Schule, ja sie schien zunächst noch stärker bedroht als die herrschende Wirtschaftsordnung, indem es leichter war auf dem Gebiete des Schulwesens in gewagtem Experimentieren seine Lieblingsideen durchzusetzen, als das zusammengebrochene wirtschaftliche Leben in sozialistischem Geiste wieder aufzubauen. So wuchs die soziale Revolution immer mehr zur Bildungsrevolution aus. Neue Schulpläne tauchten gleich Pilzen aus dem Boden hervor, in Wort und Schrift wurde das Bestehende für überlebt erklärt, eine gänzliche Umgestaltung in sozialer und religiöserzieherischer Richtung angestrebt und die rein weltliche religionslose Schule als Ideal betrachtet.

Insbesondere hatte das humanistische Gymnasium schwere Angriffe auszuhalten; es galt als antinational, weil es seinen Bildungsstoff vorzüglich den Griechen und Römern entlehnt. Den ganzen Ernst der Lage charakterisiert ein Artikel im „Vorwärts“ aus der Feder des Oberlehrers Dr. Erich Witte vom 15. Juli 1920 unter dem Titel: „Die Sozialdemokratie und das humanistische Gymnasium.“ Nachdem Witte stolz darauf hingewiesen, wie in neuester Zeit zahlreiche Männer zu Ministerstellen gelangt seien, die keine klassische Bildung genossen, was früher kaum möglich gewesen wäre und aus Gustav Wyneken's Broschüre: „Wider den altsprachlichen Unterricht“ einige

abgedroschene Phrasen gegen die Verwendung der alten Sprachen im Unterricht ins Feld geführt hat, fährt er fort:

„Für uns Sozialdemokraten ist vor allen Dingen die Tatsache maßgebend, daß unsere Weltanschauung und die der alten Griechen und Römer sich wie Feuer und Wasser zu einander verhalten, und daß daher die Lektüre der antiken Schriftsteller die Jugend in einer unsern Ideen entgegengesetzten Geistin beeinflußt. So war von einer Gleichberechtigung der Bürger weder im alten Rom noch im alten Athen die Rede. Dort hatte man trotz der allmählich erkämpften Gleichstellung der Plebejer mit den Patriziern die Sklavenwirtschaft und den sich immer mehr verschärfenden Gegensatz zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, so daß es schließlich nur noch Bettler und Millionäre (Cäsar, Cicero, Crassus) gab. In Athen schuf Solon eine Klassen-einteilung, die an Ungerechtigkeit das alte preußische Dreiklassenwahlrecht weit übertraf. Noch größer ist der Gegensatz zwischen unserer äußeren Politik und der der alten Römer. Das Ziel dieser war Welt-herrschaft, die sie mit allen Mitteln erstrebt und auch erreichten. Die Rechtsfrage spielte bei ihnen keine Rolle. Den besiegenen Völkern wurde die eigene Kultur ganz oder zum Teil genommen, sie wurden romanisiert. Die alten Römer wurden von demselben Geiste besetzt wie es unsere Alddeutschen sind, welche eine deutsche Weltherrschaft aufrichten wollten. Dieser Geist der alten Römer kann verhängnisvoll auf unsere das humanistische Gymnasium besuchende Jugend wirken, welche nach unserer Verfassung im Geiste der Völkerversöhnung erzogen werden soll. Denn die Schriftwerke, die auf demselben gelesen werden, behandeln fast ausschließlich Kriege... Es ist nicht zuviel gesagt, daß der römische Imperialismus auf den deutschen befruchtend gewirkt hat. Wie oft habe ich nicht zur Rechtfertigung eines Völkerbruches oder einer Grausamkeit der kaiserlichen Regierung sagen hören: Die alten Römer haben

es auch so gemacht . . . Ich will nicht bestreiten, daß es Sozialdemokraten gibt, die für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums eintreten. Sie handeln aber nicht folgerichtig. Der Geist Bebels und der Geist Cäsars sind eben unvereinbar."

Angesichts einer solchen Kriegserklärung und der Größe der auf dem Spiele stehenden Kulturgüter haben sich vielerorts in Deutschland die Freunde und Anhänger des humanistischen Gymnasiums zusammengetan. Mancher Strauß wurde ausgetragen, und mit Befriedigung läßt sich feststellen, daß das Gymnasium für den Augenblick einen der periodisch wiederkehrenden Stürme siegreich überwunden hat. Als Niederschlag der gewaltigen Arbeit, die die Freunde humanistischer Bildung zum Zwecke der Abwehr in den letzten Jahren geleistet, kann man zwei Werke namhaft machen, die eine eigentliche Gymnasialapologetik bilden. Das erste führt den Titel: „Das Gymnasium und die neue Zeit, Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft“.<sup>1)</sup> Es vereinigt in sich, wie es eingangs heißt, in längeren Darlegungen und kürzern Neußerungen berufener Fürsprecher aus allen Kreisen und Arbeitsgebieten, was sich über Bedeutung der Antike und Altertumswissenschaft, der humanistischen Bildung und des Gymnasiums für die künftige Gestaltung des Volkslebens, vor allem auch für die grundlegende Bedeutung des Griechischen und die Unerlässlichkeit seiner Erhaltung als Herzstück des Gymnasiums etwa sagen läßt. Auch Männer des praktischen Lebens, Vertreter der technischen Berufe, der Künste, der juristischen, medizinischen wie der Naturwissenschaften kommen darin zu Worte. Auch mit der Kritik hält man nicht zurück, verkennt nicht, daß wir der Verwirklichung des Gedankens eines historisch-humanistischen Bildungsweges in dem gegenwärtigen Gymnasium noch vielfach ferne stehen und das richtige Verständnis für seine Eigenart entbehren. Die Weiterbildung und Ausgestaltung muß zum Teil in einer vereinfachenden Rückbildung bestehen. Aber bei aller Reformbedürftigkeit ringt sich doch überall die Überzeugung durch von der Unerlässlichkeit und der darin begründeten Notwendigkeit der Erhaltung einer humanistischen Bildung für einen nicht zu geringen Teil der zur Volksführung Berufenen. Wertvoll ist auch das Buch insofern, als man darin „eine ganz eigenartige friedliche Tafel-

runde aus Führern aller Parteien von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten zusammenstellen könnte, aus Männern, die bei schroffstem politischen Gegensatz doch in der Frage des Humanismus in den wesentlichen Punkten einig sind.“ (S. 12.) Im ersteren enthält der über 300 Seiten zählende Band längere Beiträge, die allgemeineren Charakter tragen, die besondere Fragen unter dem Gesichtspunkte des Gesamtproblems der Bildung erörtern; wir beschränken uns auf Anführung einiger Titel: „Humanistisches Gymnasium und Menschheitsgedanke“, „Das Recht der humanistischen Bildung“, „Die Idee des Gymnasiums“, „Unsere Gegner“, „Gymnasium und Leben“, „Industrie und Humanismus“, „Die humanistische Bildung und die Technik“, „Der Menschheitsgedanke auf dem Gymnasium“. Daran schließen sich kürzere Beiträge dieser Art von berufenen Fachmännern, die die genannten Themen nach verschiedenen Seiten hin ergänzen. Im weiteren Verlaufe wird besonders auf die kulturellen Zusammenhänge aufmerksam gemacht, die Wichtigkeit der Aufrechterhaltung derselben betont und der stete Hinweis auf sie als eine der vorzüglichsten Aufgaben des Gymnasialunterrichtes hingestellt. Es folgen sodann Aussprüche, Urteile und Anschauungen, die die gymnasial-pädagogische Seite im engen Sinne beschlagen, denen sich wieder solche anschließen, die das Gymnasium unter dem Gesichtspunkte der Eignung zur Vorbereitung für bestimmte Berufe betrachten und endlich solche, die aus eigener Erfahrung den Wert des Gymnasiums und der humanistischen Bildung zu werten suchen. Zum Schluß wird ein kraftvolles Veto gegen die Preisgabe des humanistischen Gymnasiums eingelegt und in der „Petition an die Verfassung gebende Nationalversammlung Deutschlands in Weimar“ auf die schwerwiegenden Folgen hingewiesen, die ein solcher Schritt zur Folge hätte. Wir sehen das Schriftstück ganz hieher, weil es die Gedanken verschiedener in dem Buche zu Worte kommender Vertreter resümiert und die ganz einzigartige Aufgabe und Tragweite dieser Schule kennzeichnet:

Wenn wir die humanistische Schule preisgeben, so schalten wir aus dem deutschen Geistesleben die unmittelbare und dauernde Befruchtung durch die vollendetste und mächtigste Gesamtleistung aus, die dem menschlichen Geschlechte bisher zu vollbringen vergönnt gewesen.

<sup>1)</sup> Teubner, Berlin und Leipzig 1919.

Wir setzen das Verständnis unserer Mutter-sprache herab, deren Geist und Wesen an den in ihrer Entwicklung abgeschlossenen, in ihrer Denk-weise von der deutschen scharf gesonderten antiken Sprachen am reinsten und tieffsten zu erfassen ist.

Wir schneiden die deutsche Bildung von dem lebendigen Zusammenhange mit dem deutsch-helle-nischen Humanismus des 18. und 19. Jahrhunderts ab, durch den sich der deutsche Geist seine Welt-stellung errungen hat. Wir verschließen der Jugend den Einblick in das Grundproblem der deutschen Bildung: den Widerstreit und Ausgleich germanischer und antiker Einflüsse.

Wir rauben der Schule den Unterrichtsstoff, der bisher wenn nicht allein, so jedenfalls am unzweifel-haftesten und vollkommensten die Fähigung zu einer planmäßigen, gründlichen und vielseitigen Durchbildung der Jugend erwiesen hat.

Wir vernichten die Möglichkeit der Schaffung einer Höchstschule für universal Begabte, versperren den Weg zur individuellen Differenzierung der Be-gabungen und erschweren unserem Volke die Aus-wahl der Tüchtigsten.

Wir verengern den politischen und gesellschaftlichen, den literarischen, künstlerischen und philosophischen Erfahrungskreis unserer Jugend und den ihrer Menschenkenntnis in kaum zu übersehenden Maße.

Wir erniedrigen das Niveau, auf dem sich die deutsche Wissenschaft erhebt, und verringern damit den Wert des wichtigsten Werkzeuges zum nationalen Neubau.

Wir fördern das Spezialistentum und lassen das Menschentum verkümmern.

Wir schalten aus unserer Bildung das wirk-same Element aus, durch das sie an den Menschen geknüpft und in den Dienst einer voll und rein ausgebildeten, die Völker verbindenden Menschlich-keit gestellt wird.

Aus diesen und anderen Gründen soll der hu-manistische Schultypus gewahrt und der Weg über das klassische Altertum seine gerechte und volle Anerkennung beibehalten."

Das zweite Werk, betitelt: „Vom Alter-tum zur Gegenwart"<sup>1)</sup> atmet den Geist eines gesunden Konservativismus und tritt mit allem Nachdruck ein für die Wahrung des geistigen Besitzstandes auf jedem Ge-biete der Wissenschaft. Es will in erster Linie den Nachweis für die großen allge-meinen Kulturzusammenhänge und damit der Einheit der geistigen Welt erbringen. Die das Buch einleitende Abhandlung: „Der Humanismus als Tradition und Erlebnis“, von Werner Jäger, betont vor allem die unverwüstliche Kraft des griechischen Genius:

„Immer wieder ist der Wandelstern des euro-päischen Geistes auf seiner mehr als 2000 jährigen Bahn mit der hellenischen Sonne in Konjunktion getreten. Seit den Tagen, wo die geistig Gebildeten

unter den Römern, die Scipionen, Cicero und Lukrez, Horaz und Vergil, Cäsar und Augustus ihren musischen Kreis um das Palladium der griechischen Schönheit und Weisheit schlossen und der römischen Literatur die weltgeschichtliche Auf-gabe setzten, sich für die Völker des Imperiums zu bilden an den Schätzen der hellenischen Kultur, waren alle europäischen Kulturvölker in ihren schöpferischen Perioden der griechischen Dichtquelle mit vollem Angesichte zugewandt. Das Planeten-system der europäischen Volksgeister war, um zu dem oben gebrauchten Bilde zurückzukehren, in dem geistigen und künstlerischen Teil seiner Bahn immer wieder hellenozentrisch orientiert. Jedes Volk, das überhaupt an dem höhern Leben der europäischen Seele produktiven Anteil genommen hat, hat seine Renaissance erlebt, wie die Römer die ihrige in der Epoche des Augustus, die durch den Philhellenismus ihr geistiges Gepräge empfängt.“ (S. 10 f.)

Bei der Betrachtung der „Kulturzu-sammenhänge im allgemeinen“ im ersten Teil, wird vorab „der Übergang von der Antike zum Mittelalter“ auf dem Gebiete der äußeren Kultur und Wirtschaft in Be-tracht gezogen und der weitreichende und vielseitige Einfluß der römischen Wirtschaft auf das frühgermanische Mittelalter nach-gewiesen. Ein weiterer Artikel berücksichtigt die Verbindungslien der Antike mit „Staat, Kirche und Kultur“.

„Die Geschichte der Antike mündet in die Ge-schichte der christlichen Kirche. Denn die Kirche war bereits zu Ausgang der alten Zeit die dem Staat an innerem Zusammenhalt und an Selbst-gefühl überlegene Macht geworden, sie hatte zugleich auch alle Kräfte der Kultur in ihren Dienst gestellt, und sie war die einzige Einrichtung, die aufrecht stehend aus der alten in die neue Zeit hinübergang. So ist sie das weltgeschichtlich bedeutsame Zwischen-glied zwischen unserer Gegenwart und der Ver-gangenheit geworden. Man kann die Fernwirkung der alten Kultur nicht begreifen, ohne sich die Ver-bindestellung deutlich zu machen, in die sie mit dem religiösen Gedanken des Christentums getreten ist.“ (S. 30.)

Nebst zutreffenden Angaben von Über-gängen auf dem Gebiete der Geschichts-schreibung, Mathematik, Redekunst, Philo-sophie und Philologie unterlaufen dem Ver-fasser Karl Holl auch durchaus unrichtige Bemerkungen über das Wesen der Kirche. Ihm geht das Verständnis für diese Insti-tution gänzlich ab.

In einer dritten Skizze: „Literatur“, findet Eduard Norden, der tüchtige Literar-historiker und Sprachkennner Worte warmer Anerkennung für die kirchliche Hymnenpoesie. Nachdem der Garten der antiken Poesie durch das Gestrüpp der Rhetorik verwildert

<sup>1)</sup> Leubner, 1919.

war, meint er, befruchtete das Christentum ihn aufs neue.

„Zu den Segnungen, die die neue Religion der müden alten Welt brachte, gehörte auch die Schöpfung einer neuen Poesie. .... Sie war wiedergeboren, mit der ecclesia triumphans erhob sie sich phönixgleich aus der Asche und den Niederungen gen Himmel und wurde aus dem Spiel des Verstandes, dem Experimentieren einer Kunstübung wieder das, was sie in alter großer Zeit gewesen war: die Sprache des Gefühls, der Ausdruck des Ethos von Gedanken und Stimmung.“

Ambrosius, Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, und Gregorius der Große schufen ihre Hymnen in den Formen, deren sich die Dichter der hadrianischen Zeit bedienten. Nach dem 7. Jahrhundert weicht der quantitative Vers dem akzentuierenden; damit wird die Bahn für die rhythmische Poesie frei, sie wird mit dem Reime, einem der Kunstprosa entstammenden Ornamente versehen und überliefert so den kommenden Geschlechtern das Alte in zeitgemäßer Fortentwicklung. Tacitus erhält in Ammianus Marcellinus einen tüchtigen Fortseher, dessen Werk Fr. Leo „eine der lebendigsten und farbenreichsten Darstellungen des Altertums“ nennt; er wurde das Vorbild der großen historischen Werke der Übergangszeit. An diese Ausläufer der antiken Historiographie knüpfsten die Begründer der mittelalterlichen seit Paulus Diaconus, dem Geschichtsschreiber der Langobarden (Ende des 8. Jahrhunderts), unmittelbar an. Welch großartige, den Horizont der Antike weitübergreifende Perspektiven der Geschichte durch das Christentum eröffnet wurden und wie tief Platons philosophische Denkweise zugleich den größten Geist der damaligen Zeit, Augustinus, beeinflusste, erkennen wir aus folgenden Worten Nordens:

„Wenn wir die große Richtlinie der Historiographie andeutend zu ziehen unternahmen, dürfen wir doch nicht vergessen, daß in den von den Vorbildern des Altertums überkommenen Aufzug ein Einschlag erfolgte, der dem Gewebe eine besondere Musterung gab. Erst das Christentum hat durch Hineinbeziehung des Orients weltgeschichtliche Betrachtung ermöglicht, die selbst den dünnen Chroniken, wie sie seit dem 3. Jahrhundert üblich wurden, eine über den Gesichtsfeld der Antike herausragende Weite des Blickes gab. Und damit hängt ein weiteres zusammen. Aus den Gegensätzen von Staat und Kirche war eine Synthese geworden, es galt jetzt das Wirken Gottes in der Menschheitsgeschichte zur Darstellung zu bringen. Das Problem wurde von Augustinus spekulativ erfaßt, und gelöst in dem Nachweise, daß im Kampfe der *civitas terrena* und

*divina* die im Gottesreiche lebendige Idee des Guten triumphieren werde. Wir wollen uns dabei erinnern, daß die kontemplative Grundlage, auf der dieses bedeutendste Werk der alten Kirche ruht, platonisch ist und daß bei der unermehlichen Wirkung, die es in der Folgezeit ausübte, der befruchtende Same des edelsten Gutes der Antike über die Jahrhunderte des Mittelalters weithin ausgestreut wurde. Augustinus war es auch, dem es durch die Macht der sein Innenleben durchwebenden Individualität als einzigm gelang, eine wirklich neue Literaturform zu schaffen. Seine Konfessionen, die den Kampf des Menschen zwischen *Boze* und *Gut* und den endlichen Triumph des Guten schildern und die, so betrachtet, sich als das individualistische Widerspiel der politischen Menschheitsgeschichte darstellen, lassen sich zwar der Idee nach teilweise aus platonisch-stoischen Keimen entwickeln, stellen aber sowohl in der Gesamtheit der Erfindung wie in der Form der Ausführung ein absolut Neues dar.“ (S. 47 f.)

Ein vierter Aufsatz spricht von der „Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissance“ und zeigt, wie die Aufwärtsentwicklung in der Folgezeit auf germanischem Eigengut, auf Christentum und Antike beruht. Die germanischen Bestandteile sind anfangs noch schwach, und erst mit dem 13. Jahrhundert erhebt sich das nationale Element zu wirklicher Schöpferkraft. Die Geschichte der Antike im deutschen Mittelalter ist „eine Folge von Herübernahmen der Antike in das deutsche Geistes-, Kunst- und Staatsleben.“ Bei den neuen germanischen und angelsächsischen Völkern brachte das Christentum zugleich mit der Religion die ersten antiken Elemente: „überall nahm man die lateinische Sprache wie etwas Selbstverständliches auf, erhob sie zur Staats- und Kultursprache, und selbst die Volksrechte wurden in ihr aufgezeichnet, ohne Rücksicht auf allgemeine Verständlichkeit. Wo das Christentum Fuß fasste, kamen zugleich auch Anfänge höherer Bildung; so weit sie nicht Theologie war, bestand sie aus der Lektüre antiker Schriften“ (S. 52). Im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus hat bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fast nur das römische Altertum auf Italien eingewirkt. Dann kommt Platon einigermaßen zur Geltung, und Religion, Philosophie und Kunst werden von seiner Einwirkung stark ergriffen. Italien von nationalem Dünkel geblendet, vermochte im allgemeinen den Griechen nicht gerecht zu werden. Deutschland, Frankreich, die Niederlande und auch England bekunden einen weitern Blick, indem sie das ganze Altertum in den Bereich der Betrachtung ziehen. Römeratum und Griechentum durchforschen

und die Wissenschaft vom Altertum begründen. In Deutschland vor allem führt der Weg zu den griechischen Urkunden der christlichen Religion. So begleitete die Antike in Wahrheit das Werden der gesamten Kultur von ihren frühmittelalterlichen Anfängen bis zu diesem Höhepunkte hin.

In einer fünften Abhandlung ist vom „Neuhumanismus“ die Rede. Er ist keine allgemeine europäische Erscheinung, sondern eine vorwiegend deutsche Bewegung und kennzeichnet sich durch sein Zurückgehen auf die griechischen Quellen, „von dem Aristoteles der Scholastik zu dem echten Aristoteles, ebenso von der aristotelischen Poetik der französischen Bühne zu dem Aristoteles der hamburgischen Dramaturgie.“ Für den Deutschen ist durch den Neuhumanismus Griechenland ebenso das Zentrum des Interesses geworden, wie dem früheren Humanismus Rom als solches galt. An Stelle der lateinischen Autoren traten die griechischen. Vor allem aber entstand eine ganz andere geistige Einstellung gegenüber dem Altertum, die vorzugsweise mit dem Namen des Neuhumanismus bezeichnet wird. Herder als deren vorzüglichster Schöpfer sagte sich: „Wenn ein jedes Volk dazu bestimmt ist, alles das zur vollsten Ausbildung zu entwickeln, was in ihm als Menschlichkeit angelegt ist, so sehen wir auch bei den Griechen eine solche Ausbildung der Humanität; aber durch die glücklichen Verhältnisse, in denen dieses begünstigte Volk leben durfte, durch seine reiche innere Begabung haben wir es hier mit einem Höhepunkte der Humanität zu tun.“ (S. 63.) Das Wertvolle in diesen Gedanken haben dann Goethe und Schiller in ästhetischer und sozial-pädagogischer Hinsicht weitergeführt und Wilhelm von Humboldt in seiner Kulturphilosophie zum Eckstein seiner Weltanschauung gemacht. Daß letzterer in mancher Hinsicht zu weit gegangen und dem Reinmenschlichen, dem Humanitätsgedanken eine zu absolute Bedeutung beigemessen hat, wird hier nicht gesagt. In dem Punkte aber hat sich Humboldt als richtigen Beobachter erwiesen, daß er das Altertum nicht mehr exemplarisch, sondern ideal auffaßte, es nicht mehr auf die Befolgung und Kopie der aus ihm zu ziehenden Regeln und Vorschriften ankommen ließ, sondern auf die Überzeugung, daß eine solche Ausprägung des Menschentums, wie sie einmal im Griechentum stattgefunden, auch in der Folgezeit möglich sei, und daß dieses individuell gestaltete höchste

Menschentum auch immer weiter fortwirken wolle und müsse in dem Strome der Entwicklung der Menschheit.

Aus dem letzten Aufsatz des ersten Teiles „Das 19. Jahrhundert und das Altertum,“ wo die verschiedenen Auffassungen, die die Antike in der Neuzeit erfahren, gestreift werden, heben wir nur einen bemerkenswerten Gedanken heraus; es ist der, daß die antike Philosophie das 19. Jahrhundert fast ebenso stark beherrscht wie die Kantische. Trendelenburg, der Lehrer von Paulsen und Eucken, so bemerkt der Autor Eduard Sparger, hat mit seinen epochenmachenden Studien zur Logik des Aristoteles bahnbrechend gewirkt. Den zwei großen Philosophen der Antike Platon und Aristoteles wurde fortan die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Seit 1882 kamen die Aristoteles-Kommentare der Berliner Akademie heraus. „Die Forschungen über die Vorsokratiker... über Platon, die Stoiker und Aristoteles haben Gesichtspunkte erschlossen, deren Tragweite nur der ermessen kann, der die tiefe Abhängigkeit der modernen Philosophie von der antiken überschaut.“ (S. 74.) Der gleiche Trendelenburg sagt anderswo: „Es ist ein deutsches Vorurteil, jeder Philosoph müsse auf eigene Hand beginnen, jeder sein ureigenes Prinzip haben, jeder einen nach einer besondern Formel geschliffenen Spiegel, um die Welt darin aufzunehmen... Das Prinzip ist gefunden, es liegt in der organischen Weltanschauung, die sich in Platon und Aristoteles gründete, sich von ihnen her fortsetzte und sich in tieferer Untersuchung der Grundbegriffe, so wie der einzelnen Seiten und in der Wechselwirkung mit den realen Wissenschaften ausbilden und nach und nach vollenden muß.“

Wie wichtig die Kenntnis der antiken Philosophie für das Verständnis der modernen Ideen ist, hat im zweiten Teil des oben genannten Buches auch Max Wundt in einem bemerkenswerten Aufsatz: „Philosophie und Weltanschauung“ dargelegt. Er behauptet geradezu, daß die Philosophie der Neuzeit von ihren Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart herab keinen entschiedenen Schritt vorwärts getan habe, ohne von antiker Philosophie aufs tiefste beeinflußt worden zu sein. Aus dem gärenden Reichtum der antiken Ideenwelt seien die großen Systeme der folgenden Jahrhunderte entstanden, antiker Geist habe sie beeinflußt.

„Besonders sind es die methodischen Grundgedanken des platonischen Idealismus, der Sensualismus der epikureischen Erkenntnislehre und der Materialismus der epikureischen Physik, sowie die abstrakte Pflichtenlehre der Stoa, welche an den Gedankenbewegungen des 17. und 18. Jahrhunderts einen hervorragenden Anteil haben. Die Beweisgründe der Skeptiker sind in Zustimmung oder Ablehnung allen Denkern der Zeit gegenwärtig. Descartes ist in der Begründung seiner Philosophie, die vielfach als der Ausgangspunkt der neuern Philosophie überhaupt angesehen wird, reiner Platoniker. Spinoza ist in seinen Pantheismus aufs tiefste von platonischen und neuplatonischen Gedankengängen beeinflusst, während seine sittlichen Anschauungen die Verwandtschaft mit den stoischen nicht verleugnen. Die erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen der folgenden Zeit, Lockes Kampf gegen die angeborenen Ideen und Leibniz' Einwände dagegen, wiederholen nur den alten Gegensatz von Sensualismus und Idealismus, wie er zuerst zwischen Plato und den Sophisten ausgesprochen wurde.“ (S. 201.)

Dann weist der Verfasser darauf hin, wie mit dem Eintritt der Deutschen in die philosophische Debatte auch hier der einzelne Denker unter dem Einflusse der Alten gestanden, wie Leibniz sich bemüht habe das mechanische Weltbild Demokrits mit dem teleologischen des Aristoteles in Übereinstimmung zu bringen und in seinem Monadenbegriff die wichtigsten Systeme der Vergangenheit vereinigte, wie Kant an den Urheber des Idealismus Platon sich anlehnt, Fichte in Dialektik, Ethik und Staatslehre von ihm abhängig ist, Hegel das gesamte philosophische Denken der Antike erneuert und sich rühmt jeden Satz des Heraclit in seine Logik aufgenommen zu haben. Endlich hebt der Verfasser hervor, wie das ge-

samte Bildungssystem, das die klassischen Denker und Dichter aufgestellt haben, ganz von antikem Geiste gesättigt sei und wie insbesondere die Begriffe des platonisch-aristotelischen Denkens den deutschen Geist befruchtet hätten. „Kaum ein Drama oder eine Ballade Schillers seien ohne Kenntnis der antiken Weltansicht verständlich. . . „So ist es keine Uebertriebung, sondern nur die einfache Feststellung einer Tatsache, wenn wir behaupten, daß sich die neuere Philosophie von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart überall nur unter der entscheidenden Anregung der antiken entwickelt hat. Das philosophische Denken tat keinen Schritt, ohne nach den ähnlichen nur noch einfacheren Problemstellungen der Antike zurückzublicken.“ . . . „Für die Philosophie gilt in besonderem Maße, was auf allen Gebieten unseres geistigen Lebens zutrifft: jede Neuerung des deutschen Geistes ist so tief durchdrungen von antiker Ueberlieferung, daß sie ohne diese gar nicht wahrhaft begriffen werden kann. Will man unsere Bildung von den antiken Elementen befreien und sie auf rein deutsche Werte begründen, so sehe man erst einmal ernstlich zu, was dann überhaupt übrig bleibt, da sich unsere Bildung von den ältesten Zeiten bis auf die jüngste Vergangenheit nur in einer beständigen Fühlung mit den antiken Werten entwickelt hat und insbesondere die Höhepunkte unseres geistigen Nationallebens von antiker Bildung so gesättigt sind, daß unser Verständnis zugleich mit dieser verloren gehen muß.“ (S. 204)

(Schluß folgt.)

## Zunftstube.

**Tezel ein Bullenfälscher?** In seiner Schrift „Luthers Werdegang bis zum Turmerlebnis neu untersucht“ (Gotha 1920) hat A. L. Müller den Ablaßprediger Tezel als Bullenfälscher gebrandmarkt. Nun weist aber im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft 41 (1921) 80 ff. R. Paulus, der Tezel schon vom Anwurf des Ehebruches rein gewaschen hat, auch diese Anschuldigung mit der ihm eigenen Sachkenntnis und Gründlichkeit zurück. Müller hat den Vorwurf der Bullenfälschung erhoben, weil die Mainzer Ablaßinstruktion eine Behauptung enthalte, die im Widerspruch stehe mit der Ablaßbulle, die ihr zugrundeliegt. Mit Rechterklaart Paulus, daß selbst, wenn die Dinge sich so verhalten würden, nicht von einer Fälschung der Bulle gesprochen

werden könnte, denn dadurch daß man mit Verufung auf eine Bulle etwas behauptet, was mit ihr im Widerspruch steht, hat man die Bulle selbst nicht gefälscht. Es ist aber zudem nicht der geringste Inhaltspunkt dafür vorhanden, daß Tezel bei der Auffassung der Mainzer Ablaßinstruktion beteiligt gewesen ist; trat er doch erst am 22. Januar 1517 in den Dienst des Mainzer Erzbischofs, während die Ablaßverkündigung daselbst schon im November 1516 begonnen hatte. Uebrigens ist auch der direkte Widerspruch, den Müller zwischen Bulle und Instruktion findet, nicht vorhanden. Während die Bulle ohne weitere Unterscheidung bei fünf Gelübden keine Umwandlung in andere gute Werke durch die Ablaßkommissäre zuläßt, nimmt die Instruktion diese Gelübde nur

aus, wenn sie feierliche sind. Damit wird nicht eine Bestimmung der Bulle aufgehoben, sondern nur einschränkend interpretiert. Ob diese Erklärung berechtigt war oder nicht, ist eine Frage für sich. Jedenfalls muß auch die Bullenfälschung zu den andern unhaltbaren Lehelanekdoten gelegt werden. B. E.

**Praktische Liturgik.** Gottlob wächst bei den gebildeten Katholiken mehr und mehr das Interesse für die kirchliche Liturgie. Aus der lebensvollen Anteilnahme an den heiligen Geheimnissen schöpften einst die Christen der Märtyrerzeit ihren Todesmut, an der gleichen heiligen Quelle findet auch der moderne Katholik wahre religiöse Lebenskraft. Daß der Religionsunterricht an unseren höheren Schulen diesen begrüßenswerten Zug der Zeit ausnützen muß, liegt auf der Hand, und es geschieht das auch tatsächlich mehr und mehr; die Liturgik wird weit mehr gepflegt, als früher. Möge es immer praktischer, d. h. in immer engerem Anschluß an die von der Kirche selbst geschriebenen Bücher, Kirchenjahr, Missale und Vesperale, geschehen. Wie ganz anders feiert ein religiös gesinnter junger Mann die Feste des Kirchenjahres mit, wenn sein Religionslehrer ihm deren tiefen dogmatischen Gehalt und deren große Bedeutung für das religiöse Leben des Christen vorher einfach, aber warm erklärt hat.

Wenn wir unserem jungen Freund z. B. sagen, daß das Fest der Epiphanie nicht bloß das Dreikönigenfest ist, sondern das Fest der Offenbarung des Gottmenschen an die Menschheit, an jede Seele, auch an die seinige, daß der Heiland diese Epiphanie von Tag zu Tag herrlicher in ihm vollziehen, ihn zu seinem Ebenbilde machen will, — wird er da nicht mit mehr Freude und Nutzen den heiligen Tag feiern und erleben, als wenn dieser Hinweis unterblieb? Oder Lichtmesß, Mariä Verkündigung, Ostern usw. — bergen diese Feste des Herrn und seiner Mutter nicht den ganzen Inhalt unserer Religion in unvergleichlich lebenswarmer Form? Und die Feste der Heiligen — das Fest des Täufers, das Josephsfest, die Apostelfeste mit ihren ergreifenden Predigten über wahre Charaktergröße, religiöse Innerlichkeit und todesmutige Treue zu Christus, — suchen wir sie zu verwerten; nicht in langatmigen, salbungsvollen Reden darf es geschehen — die ziehen bei den jungen Burschen nicht — einige kurze, kräftige Gedanken bloß, und der Nutzen wird nicht ausbleiben. Versuchen wir es auch, die inhalts-

reichen Sonntags- und Festmessen etwas zu erklären, die Vespern, an denen unsere Studenten teilnehmen müssen, dann und wann zu besprechen, die meisten werden dafür dankbar sein. Kommen wir dann auch hier und da nicht die obligatorischen zwei Seiten im Buche „weiter“, es tut nichts; wenn unsere Schüler besser beten gelernt haben, also religiöser geworden sind, so hat unsere Stunde ihr Ziel auch erreicht. — Voraussetzung zu dieser praktischen Liturgik ist freilich, daß der Lehrer selbst die Liturgie liebt und studiert; sie ist ein Beobachtungsbuch, das alle andern an Tiefe und Schönheit himmelhoch überragt.

P. L. H.

**Von der Realschule aus Gymnasium.** Es liegt auf der Hand, daß der Übergang von einer Schulgattung zur andern immer mit Nachteilen verbunden, daß also an sich ein ungebrochener Studiengang vorzuziehen ist. Nichts destoweniger werden ökonomische und andere Rücksichten immer wieder Eltern dazu veranlassen, ihre Söhne zunächst in eine Realschule zu schicken, um sie dann in die 2. oder 3. Klasse eines Gymnasiums überzuführen. In den meisten Fächern bietet dieses Vorgehen keine allzu großen Schwierigkeiten; der Stein des Anstoßes ist gewöhnlich das Latein. Wir wollen gar nicht reden von jenen, die nur einen Teil des Stoffes durchgenommen haben, von jenen, die mit den Lateinstunden erst 2—3 Monate vor Beginn des Gymnasiums anfangen; auch jene, die in den Privatstunden ebenso viele Grammatikparagraphen bewältigt haben, wie die 1. bzw. 2. Klasse der Anstalt, in die sie eintreten wollen, sind meist ihrer Aufgabe gar nicht oder nur ungenügend gewachsen. Sie haben den ganzen Stoff zwar gesehen, aber er sitzt nicht; es fehlt die praktische Beherrschung. Daran ist einmal die geringe Zahl der Privatstunden schuld. Unsere Gymnasien haben im ersten Jahr bis zehn, im zweiten bis neun Wochenstunden Latein; die Privatstunden bewegen sich gewöhnlich zwischen zwei und vier wöchentlich. Der Realschüler hat wohl den Vorteil, daß er allein oder nur mit wenigen Genossen den Unterricht genießt, was eine stärkere Anspruchnahme bedeutet. Aber abgesehen davon, daß damit der große Unterschied in der Stundenzahl nicht wettgemacht wird, fällt die allseitige Anregung und stete Kontrolle weg, die sich im Klassenunterricht von selbst ergibt, wo 20 und mehr Schüler ihre Schwierigkeiten

und Zweifel geltend machen. Darum muß die Lösung lauten: Für den künftigen Gymnasiasten möglichst viele Lateinstunden, allenfalls auf Kosten eines andern Faches, das für ihn außer Betracht fällt.

Leider beschränkt sich der Privatlehrer sehr oft fast ausschließlich auf den mündlichen Betrieb; man kommt dabei rascher voran. Die Folge aber ist, daß weder Lehrer noch Schüler sich klare Rechenschaft geben, ob das Gelernte auch in Fleisch und Blut übergegangen ist, so daß es mehr oder weniger spontan zur Anwendung kommt. Also die zweite Lösung: Tüchtig schriftliche Arbeiten mit genauer Korrektur. Nur so werden den Schülern die bitteren Enttäuschungen und den Anstalten die Unannehmlichkeiten erspart, welche so oft mit dem Übergang von der Realschule zum Gymnasium verbunden sind. B. E.

**Das liebste und unliebste Fach.** Ein tüchtiger und allgemein beliebter Gymnasialprofessor ließ von den Schülern der ersten Lateinklasse sich schriftlich die Fragen beantworten: „Welches ist mein liebstes und welches ist mein unliebstes Fach und warum?“ Der Fragesteller erteilte in dieser Klasse Unterricht in Religion, Latein, Deutsch und Kalligraphie. Neben ihm waren noch vier andere Lehrer tätig. Die Befragung geschah drei Monate nach Schulbeginn, unvermutet während der Unterrichtszeit; nach 10 Minuten wurden die Antworten ohne Namensunterschrift des Schülers abgefordert. Das Ergebnis war folgendes, wobei die erste Zahl mit + nach dem betreffenden Fach die Schülerzahl bezeichnet, denen es das liebste, mit - die, denen es das unliebste war; dann folgt die gegebene Begründung.

**Religion:** + 11, - 0.

**Das liebste Fach** weil: Notwendig für das Seelenheil. Wichtig, weil's von Gott handelt. Leicht und für das Leben wichtig. Handelt von Gott (2 Schüler). Jeder Christ muß sie wissen. Jeder Katholik muß Interesse dafür haben. Ich will Priester werden. Am schönsten, am leichtesten. Ich kann sie immer gut.

**Latin:** + 13, - 2.

**Das liebste Fach:** Ich interessiere mich für die Sprache der Römer. Man sieht, was die deutschen Wörter bedeuten. Interessant. Im Leben nützlich. Am wichtigsten. Ist mir am verständlichsten. Sehr leicht (2 Sch.). Am schönsten. Leicht und schön, wenn man aufpaßt. Der Professor

meint es gut und straft nur um zu bessern. Ich bin hier am besten „arendiert“.

**Das unliebste:** Oft ungemütlich. Es geht mir am schlechtesten.

**Deutsch:** + 4, - 2.

**Das liebste:** Weil man später ausgelacht wird, wenn man nichts kann. Orthographie ist für das Leben wichtig. Gute Noten. Es geht mir gut.

**Das unliebste:** Beim Aufsatz keine Gedanken. Es geht mir am schlechtesten.

**Mathematik:** + 0, - 4.

**Das unliebste:** Schwer, Gefällt mir nicht. Geht mir schlecht. Schwer und „komme nie daran.“

**Naturgeschichte:** + 2; - 1.

**Das liebste:** Es geht lustig (2 Sch.).

**Das unliebste:** Der Professor ist nicht streng im Schwäzen.

**Geographie:** + 0; - 8.

**Das unliebste:** Es gibt zu viel zu lernen. Wir haben zu viel auf. Keine Freude daran. Schwer. Nicht schön und langweilig.

**Geschichte:** + 0; - 5.

**Das unliebste:** Geht mir nicht in den Kopf. Schwer. Wir haben zu viel zu lernen. Geht mir nicht gut. Die schlechteste Note.

**Zeichnen:** + 0; - 2.

**Das unliebste:** Kein Talent. Nicht wie zu Hause.

**Kalligraphie:** + 0; - 2.

Begründung fehlt.

Es ist auffallend, daß im Verzeichnis der liebsten oder unliebsten Fächer kein einziges fehlt. Wie die Begründungen zeigen, ist die Wertschätzung bei den meisten Schülern eine ganz subjektive, vielfach noch recht kindliche. Wie viel die Persönlichkeit des Lehrers hier ins Gewicht fällt, ist augenscheinlich und macht jedenfalls das Ergebnis zu einem einseitigen, objektiv unrichtigen. Wer wüßte nicht, welche Begeisterung viele Schüler für die Geschichte, Mathematik und Geographie haben? Das eine zeigt sich auch hier wieder: Der Lehrer, der gut erklärt und seine Schüler zu begeistern weiß, der hat für seine Fächer gewonnenes Spiel.

V.

**Berichtigung.** Unter der Besprechung des Buches von P. B. Baur in letzter Nr. (S. 39) sind aus Versehen die Initialen des Rezensenten L. R. weggeblieben.

B. E.

# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Schutz- und Truhenwaffen zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums in der Neuzeit. — Ueber und um Thomas von Kempen. — Kunstsäule.

## Schutz- und Truhenwaffen zur Erhaltung des humanistischen Gymnasiums in der Neuzeit.

Von Dr. P. Rupert Hänni O. S. B.

(Schluß.)

Damit sind wir bereits auf den Inhalt des zweiten Teiles eingetreten, der die „Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten“ nachweist und das was im ersten Teil oft nur skizzenhaft und in allgemeinen Verbindungslien angedeutet ist, nach den verschiedensten Seiten hin erweitert und vertieft. In nicht weniger als 17 Abhandlungen wird von berufenen Sachkennern die enge Verknüpfung aufgedeckt, die Altertum und Gegenwart nicht nur in Literatur und Kunst, in Religion und Weltanschauung, sondern auch in Staat und Recht, in der Geographie wie der Astronomie, in der Biologie und Medizin verbindet. Auf die einzelnen Gebiete näher einzugehen würde uns zu weit führen.

So beachtenswert nun auch der Entwicklungsgedanke an sich ist, so muß man sich doch vor einer zu weit gehenden Anwendung hüten. Das gilt besonders hinsichtlich der Religion. Es geht nicht an, Erscheinungen von weltumgestaltender Kraft, wie Christentum und katholische Kirche, gleich andern Kulturfaktoren in den Strom der allgemeinen Menschheitsentwicklung hineinzustellen und als deren Produkt aufzufassen. Wer z. B. mit Karl Holl behauptet; erst in der Zeit Cyprians sei die Anschauung fertig gewesen, die in der Eucharistie nicht mehr eine Danksgabe, sondern eine Vergegenwärtigung, ja Wiederholung des Leidens Christi selbst gesehen, und dies als eine „augenscheinliche Uebersetzung des Mysterien-ge-dan-ken ins Christliche“ ansieht (S. 32), der verkennt nicht bloß den Charakter der Eucharistie in ihrem innersten Wesen, son-

dern fälscht geradezu die christliche Auffassung, die nicht erst seit dem 4. Jahrhundert, sondern von Anfang an die Eucharistie als Vergegenwärtigung und Wiederholung des Leidens Christi ansah. Der gleichen Ignoranz macht sich Holl schuldig, wenn er sagt, erst zur Zeit der dezianischen Verfolgung sei die Frage, ob es eine zweite Buße, d. h. eine Vergebung nach der Taufe für die schwerste Todsünde, für den Abfall vom Christentum gebe, bejaht worden. Lächerlich für jeden Kenner des Christentums wirkt auch die Phrase, die Weiterbildung der Märtyrer- und Heiligenverehrung sei unter starkem Einfluß der früheren örtlichen Kulte geschehen, die Heiligen, die *φιλοι θεοῦ*, wären der „nach byzantinischem Muster in Rangstufen geordnete Hofstaat Gottes,“ der Ausbau der Liturgie sei unter teilweiser Verwendung jüdischer und selbst hellenischer Gebete erfolgt (S. 34). Wer das Wesen der Heiligenverehrung so wenig kennt und gelegentliche äußere Anklänge und Nehnlichkeiten als den Kern der Sache ansieht, der sollte aufhören derartige Materien entwicklungsgeschichtlich zu behandeln. Das gilt auch für die folgenden absurden Behauptungen Holls: die Kirche habe die heidnischen Götterfabeln mit den Gründen der Stoiker und Cyniker, teilweise auch der Epikuräer, bekämpft, aus der Stoa ihren Gottesbeweis, ihren Logosgedanken, ihren Glauben an das natürliche, dem Menschen angeborene Gesetz und an die Einheit des Menschen-geschlechtes entlehnt, von den Neuphythagoräern und Platon ihre Anregungen für die

Weiterbildung ihrer Mystik und ihres Hochziels der Vollkommenheit und ihres Gottesdienstes hergeholt, endlich, was am abgeschmacktesten klingt, ihre Jenseitsvorstellungen mit Hilfe der zuletzt von den Orphikern herrührenden Anschauungen ausgeformt. Soz für Soz birgt einen krassen Irrtum. Von bloß scheinbaren Beeinflussungen und zufälligen Uebereinstimmungen wird ohne weiteres auf die Identität der entsprechenden antiken und christlichen Begriffe und Einrichtungen geschlossen.

In den gleichen Fehler falscher Verallgemeinerung und kecker Einstellung christlicher Wahrheit in den Strom der Entwicklung fällt auch Götz in seiner Abhandlung „Die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und der Renaissance“. Wenn er meint: „Soweit sich später auch das Christentum von der Antike entfernt, so ist es doch auf demselben Boden geboren,“ sodann des weitern von einer „von antik-römischem Geiste erfüllten Kirchenverfassung“ spricht und sich zu dem Soze versteigt: „Ohne Antike keine christliche Kirche des Mittelalters,“ so offenbart sich in solchen Neuerungen wieder die ganze Einseitigkeit und Engherzigkeit eines auf den Evolutionsgedanken eingeschworenen Geistes, der den gewaltigen Unterschied zwischen Christentum und Antike und die menschen- und weltumgestaltende Kraft des christlichen Gedankens vollständig verkennt. Es finden sich überhaupt in einzelnen Aufsätzen Neuerungen über Scholastik, Christentum, Kirche und Jesus von Nazareth, die banal und abgeschmackt sind und von der sonstigen Wissenschaftlichkeit der genannten Werke stark abstechen. Es ist tief zu bedauern, daß Männer von Fach in den Untersuchungen über die christliche Religion, die sich doch auch im abgelaufenen Weltkriege wie keine andere Weltanschauung bewährt hat, so oberflächlich und kritiklos zu Werke gehen. Gerade infolge der Verkennung des alle anderen Zeitsströmungen überragenden Charakters des Christentums und seiner einzigartigen Bedeutung für die Menschheit, bleibt der Horizont mancher Philologen und Kulturhistoriker, trotz umfassendster Detailkenntnisse, beschränkt, ihre Lebensauffassung einseitig und engherzig. Sie messen der Antike als Weltanschauung einen zu absoluten Wert bei. So sehr man auch durchdrungen sein kann von der Bedeutung des Humanismus und

der humanistischen Bildung für die Gesamt-kultur eines Volkes und insbesondere von ihrer Unerlässlichkeit für alle geisteswissenschaftlichen Studien, so gilt es doch sich vor einer Ueberschätzung des antiken Humanitätsideals zu hüten. Deshalb sind die vereinten Verbände der Freunde des humanistischen Gymnasiums in ihrer Petition an die Verfassung gebende Nationalversammlung Deutschlands in Weimar unseres Erachtens zu weit gegangen, wenn sie gleich im ersten Programmpunkte die Befruchtung des deutschen Geisteslebens durch die humanistische Schule die „vollendetste und mächtigste Gesamtleistung“ nennen, die dem menschlichen Geschlechte bisher zu vollbringen vergönnt gewesen sei. Die vollendetste und mächtigste Gesamtleistung, die sich bisher im Menschen-geschlechte ausgewirkt hat und noch auswirkt ist das Christentum. Zwischen ihm und der Antike besteht ein prinzipieller Unterschied, und letzterer kommt mit dem Christentum als Weltanschauung verglichen als Bildungs- und Erziehungsideal ein bloß relativer Wert zu.

Das müssen wir auch gegenüber jenen Vertretern der Antike betonen, die in der Pflege des „griechischen Geistes“ alles Heil sehen.

„Nur bei den Griechen und den Deutschen findet wir den Typus des Fremdlings auf Erden,“ sagt Universitätsprofessor Dr. Paul Hensel. „Während die andern als Weltbürger in dieser Wirklichkeit behaglich genug herumplatschern, wird ein solcher Mensch in der Stimmung sein, daß er das Leben für eine wichtige Sache hält und er wird beschließen es damit hinzubringen, darüber nachzudenken. Er wird fühlen, daß seine Heimat eigentlich ganz wo anders liegt, daß er ein Fremdling in dieser Wirklichkeit ist, und alles was ihm in dieser Wirklichkeit als schön, glänzend und begehrswert entgegentritt, das wird ihm nur doch erscheinen wie der Abglanz eines unendlich Schönen, das in seiner Seele lebt, und dieser Abstand wird ihn mit tiefer Wehmuth erfüllen. Es bleibt uns nur, wollen wir nicht ganz ausscheiden aus der Reihe der Völker, die Möglichkeit innerer Sammlung, Sammlung in unserem Innersten und in unserem Eigensten, der zweiten Welt des Idealisten. Derselbe Führer, der uns einst den richtigen Weg gewiesen hat, ist noch heute bereit, wenn wir ihn nicht zurückstoßen wollen: es ist der griechische Geist.“<sup>1)</sup>

Klarer und wahrer als bei den Griechen und Deutschen findet sich der Typus des Fremdlings auf Erden im Christentum ausgeprägt, des Fremdlings, der nicht wie ein führerloser Bergsteiger auf schwindeliger

<sup>1)</sup> Das Gymnasium und die neue Zeit. S. 140 f.

Höhe in hoffnungsloser Resignation sich in das Schicksal eines Verirrten ergibt, oder in weltschmerzlichem Empfinden im Nirvana aufzugehen wünscht, sondern als „ein Fremdling auf Erden“ der sichern Blickes mit festem Glauben betend und arbeitend zum Himmel als dem Ort seiner ewigen Heimat schaut. Der auf dem Idealismus der Griechen in ungesunder Art weiter bauende deutsche Idealismus hat sich oft genug ob der rücksichtslosen Unterdrückung jedes Wirklichkeits-sinnes im „Aether des Gedankens“ verloren, während der durch das Christentum vermittelte Idealismus der deutschen Seele noch immer den tiefsten und befriedigendsten Lebensinhalt gegeben.

Seit mehr als tausend Jahren ist der christliche Glaube ein mit dem nationalen Leben der europäischen Völker aufs innigste verwachsenes Lebenselement und hat deren Kultur und Einrichtungen, deren Denken, Erziehung und Rechtsverhältnisse, mit einem

Worte, ihr ganzes Sein wie ein Sauer-  
teig durchdrungen. Diesen Christenglauben  
durch den griechischen Geist ersetzen wollen,  
heißt dem Zeitenrade in die Speichen fallen  
und es mit Gewalt auf den antik-heidnischen  
Standpunkt zurückzudrehen suchen. Auch wir  
stehen für die humanistische Bildung an  
unseren Gymnasien mit voller Überzeugung  
ein, insoweit sie durch das Studium der  
Griechen und Römer zur wahren Humanität,  
d. h. zur menschenwürdigen Veredlung  
des Geistes, zur Befähigung an allem Wahren,  
Guten und Schönen Freude zu haben führt,  
lehnen aber ebenso entschieden jene Richtung  
ab, die die antike Humanität auch als Welt-  
und Lebensanschauung repräsentieren will.  
Es kann keinen verhängnisvolleren päd-  
agogischen Mißgriff geben, als den griechischen  
Geist gegen den christlichen auszuspielen  
und zur Grundlage der Bildung und Er-  
ziehung gerade der Elite unserer Jugend  
machen zu wollen.

## Über und um Thomas von Kempfen.\*)

Von Rektor Dr. P. Romuald Banz, O. S. B.

Am jüngst verflossenen 25. Juli jährte sich zum vierhundertfünfzigsten Male der Todestag des sel. Thomas von Kempfen. Seinen Ruhm verdankt er der „Nachfolge Christi“, einem Büchlein, das neben der hl. Schrift wohl die größte Verbreitung gefunden hat: es erschien in mehr als zweitausend Ausgaben, wurde in alle Kultursprachen übersetzt und ist jetzt noch die am

meisten gelesene Unterweisung zum innern Leben.

Freilich ist der Ruhm des sel. Thomas nicht unbestritten. Im Gegenteil, die Autor-  
schaft der „Nachfolge“ bildete während vollen  
dreiundhundert Jahren den Gegenstand eines  
zeitweise mit unglaublicher Erbitterung  
geführten Kampfes, des größten und be-  
rühmtesten Literaturstreites, von dem wir

\*) Eingesehen und z. T. benutzt wurden zu dieser Arbeit: G. H. M. Delprat, Die Brüderlichkeit des gemeinsamen Lebens, deutsch von G. Mohnike, Leipzig 1840. — W. Dillenburger, Geschichte des Gymnasiums zu Emmerich. Emmerich 1846. — B. Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Freiburg i. Br. 1896. — B. Duhr S. J., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Freiburg i. Br. I. 1907. — Funk, Gerson und Gersen. Der Verfasser der Nachfolge Christi. Aufsätze im Histor. Jahrbuch. II. 1881. S. 141 ff. 481 ff. — K. Grube, Gerhard Groot und seinen Stiftungen. Köln 1883. — Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, 20. Aufl., besorgt von L. v. Pastor, I, S. 75 f. 83 ff. — H. J. Kaemmel, Geschichte des deutschen Schulwesens im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Leipzig 1882. — F. X. Kraus, Thomas von Kempfen, Allg. deutsche Biographie. 38 S. 74 ff. — E. Leitsmann, Überblick über die Geschichte und Darstellung der pädagogischen Wirksamkeit der Brüder des gemeinsamen Lebens. Leipzig 1886. — B. Lester, Die Rostocker Fraterherren im 15. und 16. Jahrhundert. Frankfurter zeitgemäße Broschüren N. F. VIII, 137 ff. — L. v. Pastor, Geschichte der Päpste, Freiburg i. Br. I, S. 150 ff. — M. J. Pohl, Thomas Hemerken a Kempis, Can. Reg. O. S. Aug. opera omnia. Freiburg i. Br. 1910 ff. (1., 2., 3., 5., und 6. Bd.). — R. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 3. Aufl. Stuttgart 1857. I, S. 66 ff. — Reichling, Die Fraterherren, Artikel in Roloffs päd. Lexikon. II. 65 ff. — M. Schoengen, Die Schule von Zwolle von ihrem Anfang bis zum Auftreten des Humanismus. Freiburg, Schw., 1898. — L. Schulze: Die Brüder des gemeinsamen Lebens. Florentius Radewyns Sohn. Geert Groote. Thomas a Kempis (Artikel in der Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche, 3. Aufl. v. Hauck, Bd. 3, S. 472 ff. Bd. 6, S. 111 ff. Bd. 7, S. 185 ff. Bd. 19, S. 719 ff.). — L. Schulze, Zur Geschichte der Brüder vom gemeinsamen Leben, bisher unbekannte Schriften von Geert Groote z. in der Zeitschrift für Kirchengeschichte von Brieber, XI, S. 576 ff. — J. B. Weigl, De imitatione Christi, libri IV multiplici lingua nunc primum impressi, Solisbaci in Bavaria 1837. — P. Cölestin Wolfsgruber, Giovanni Gersen, sein Leben und sein Werk De imitatione Christi. Augsburg. 1880.

Kenntnis haben. Große Gelehrtenversammlungen, römische Kongregationen, selbst Staatsparlamente bemühten sich umsonst, ihn beizulegen, eine Tatsache, die allein schon Bände für die Bedeutung der „Nachfolge“ spricht, mögen auch Ordensinteressen und die Rücksicht auf den nationalen Ehrenpunkt dabei mehr als einmal rein sachliche Erwägungen überwogen haben.

Schon die Handschriften der „Nachfolge“ und ihrer einzelnen „Bücher“ gehen in der Zuteilung des Werkes weit auseinander. Die mittelalterlichen Abschreiber nahmen es in dieser Hinsicht nicht sonderlich genau. Hatten sie einen Band mit athenischer Literatur, etwa vom hl. Bernard oder vom sel. Heinrich Seuse, begonnen, und blieben noch Blätter übrig, so füllten sie sie gelegentlich mit andern Darstellungen verwandten Charakters aus, und zwar nur zu oft, ohne den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß der neue Stoff von einem andern Verfasser stamme. So kam es, daß die „Nachfolge Christi“ in der handschriftlichen Ueberlieferung bald unter dem Namen des sel. Thomas von Kempen, bald auch unter dem des hl. Bernard geht, dann wieder unter dem des hl. Bonaventura, des Scotus Eri- gena, des Papstes Innozenz III., des David von Augsburg, des Hugo von St. Viktor, des sel. Seuse, des Kanzlers der Universität zu Paris Johannes Gerson († 1429), eines angeblichen Benediktinerabtes Johannes Gersen von Vercelli († ca. 1245 ?) usw. Im ganzen wird sie 35 verschiedenen Verfassern zugeschrieben. Der Streit, den wir oben erwähnt, drehte sich nun freilich nicht um alle diese Namen; neben Thomas von Kempen kamen dabei hauptsächlich nur die zwei an letzter Stelle genannten, Gerson und Gersen, in Frage. Daß es geschah, und zwar in mehr als dreihundert Schriften für oder gegen Thomas, Gerson und Gersen, mag sonderbar erscheinen angesichts der Tatsache, daß die Brüsseler Bibliothek eine Handschrift der „Nachfolge“ vom Jahre 1441 besitzt, als deren Schreiber sich Thomas von Kempen eigenhändig ausweist. Allein es lassen sich gewichtige Gründe dafür erbringen, daß wir es hier nur mit dem Abschreiber, nicht mit dem Verfasser der „Nachfolge“ zu tun haben, die ja in schon viel älteren Handschriften vorliegt. Eine ausführliche Darstellung des Streites liegt wohl kaum im Interesse unserer Leser. In den letzten Jahrzehnten ist er stark abgeslaut. Sowohl Gerson wie Gersen ist als Verfasser der „Nachfolge“ von der

wissenschaftlichen Welt aufgegeben, und die Frage zugunsten des sel. Thomas von Kempen erledigt worden, genauer gesagt, zugunsten eines oder mehrerer deutscher Verfasser aus dem Kreis um Thomas. Mit andern Worten: mag auch die „Nachfolge Christi“ nicht unmittelbar von Thomas von Kempen verfaßt sein, so ist er doch der bekannteste und fast einzige noch genannte Vertreter des Geistes, aus dem sie hervorgegangen ist.

Der Name Thomas von Kempen ist unlösbar mit den Namen des Gerhard Groot und Florentius Radewyns (Radewynszoon) verbunden. Wer war Gerhard Groot? Geboren am 20. August 1340 zu Deventer in der niederländischen Provinz Oberhassel als Kind wohlhabender bürgerlicher Eltern, erhielt er den ersten Unterricht in der Kapitelschule seiner Vaterstadt. Mit fünfzehn Jahren bezog er die Universität Paris, wo er schon nach drei Jahren die Würde eines Magister artium erwarb; der Titel mag einigermaßen dem heutigen Titel eines Doktors der Philosophie entsprechen. Nachher studierte er noch einige Jahre Theologie, Medizin und Kirchenrecht, aber auch Magie und Astrologie. Von seinem Vater nach Deventer zurückberufen, wurde er wegen seiner Gelehrsamkeit der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Aber die kleine Stadt vermochte ihn nicht lange zu fesseln, und so finden wir ihn bald an der jungen, aber rasch aufblühenden Universität zu Prag, später zu Köln, überall bestrebt, als Lehrer zu glänzen, aber auch sein Wissen zu erweitern. Weniger aus innerem Beruf, als um sich ein sicheres Auskommen zu verschaffen, drängte er sich zum geistlichen Stand und empfing die niederen Weihen und das Diaconat. Es währte in der Tat nicht lang, und schon sah er sich im Genüß mehrerer einträglichen Kanonikate und anderer Pfründen. Diese, dazu sein bedeutendes ererbtes Vermögen, setzten ihn in stand, ein Leben des Genusses und Prunkes zu führen. Er widerstand der Versuchung nicht: fünfzehn Jahre lang lebte er der Welt, auf nichts bedacht, als zu sehen, zu genießen und sich bewundern zu lassen.

Da brachte ihn, um das Jahr 1374, eine schwere Krankheit an den Rand des Grabs. Sein früherer Studiengenosse Heinrich von Calcar, damals Prior im Kartäuserkloster zu Munnichuizen bei Arnheim, benützte die Gelegenheit, ihm ins Gewissen zu reden. Die Gnade Gottes unterstützte seine Worte: Gerhard bekehrte sich gründlich. Was er früher gesucht, verachtete er fortan, was

ihm früher unentbehrlich gewesen, warf er von sich oder benützte es zu guten Zwecken. Er verzichtete auf seine Pfründen, verschenkte den größten Teil seines väterlichen Vermögens, und behielt sich davon nur so viel zurück, als zu einer bescheidenen Lebensführung nötig war. Jetzt legte er auch ein geistliches Gewand an und zog sich von seinen früheren Freunden zurück, aber auch von seinen weltlichen Studien. Seine Bücher über Magie und Astrologie ließ er auf öffentlichem Platz in Deventer verbrennen. Dagegen widmete er sich nun fünf Jahre lang in tiefer Zurückgezogenheit der Betrachtung, dem Gebete und dem Studium der hl. Schrift und der hl. Väter. Das war die Vorbereitung auf die große reformatorische Tätigkeit, zu der ihn Gott berufen hatte, um der Verflachung und Laiigkeit entgegenzutreten, die wie anderswo, auch in den Niederlanden damals unter den Gläubigen herrschten.

Sie begann im Jahre 1380. Damals erhielt er, obwohl nur Diacon, — denn aus Hochachtung vor dem Priestertum war er nie zum Empfang der Priesterweihe zu bewegen, — vom Bischof von Utrecht die Vollmacht, in der ganzen Diözese als Missionsprediger aufzutreten. In dieser Eigenschaft wirkte er in den meisten Städten der südl. Niederlande, in Deventer, Zwolle, Amsterdam, Leyden, Harlem usw. Seine Predigten wurden bald von ungeheuren Menschenmengen besucht; er mußte oft im Freien predigen, weil die Kirchen die Zuhörer nicht fassten. Und doch predigte er oft mehrmals im Tage den gleichen Zuhörern je zwei bis drei Stunden lang. Den Hauptinhalt seiner Vorträge bildete das Leiden Christi. Christus, unser Herr, hat für uns gelitten, ist für uns gestorben und hat uns dadurch von der Sünde erlöst. Deshalb müssen auch wir der Sünde absterben, Christus ähnlich werden und durch seine Nachfolge in Buße und Selbstverleugnung ihn in uns Gestalt gewinnen lassen. So kann man, wie Pastor sagt, Gerhards ganzes Wirken in das eine Wort zusammenfassen: Erweckung der Nachfolge Christi. Ein warmer, wohltuender Ton, der aus einem von Liebe zu Gott und zu den Seelen glühenden Herzen strömt, spricht uns jetzt noch in den Predigten und Mahnschreiben an, die von ihm erhalten sind. Weil er seine Worte durch inniges Gebet und harte Bußwerke unterstützte, erfreute er sich außerordentlichen Erfolges. Besonders packte er die Männer-

welt. Eine ganze Reihe von Bekährungen werden von seinen Biographen namhaft gemacht.

Aber Gerhard erkannte wohl, daß die üblen Zustände in der christlichen Laienwelt ihre Wurzel zum größten Teil im schlechten Beispiel des Klerus hatten. Dieser war den hohen Idealen seines Standes vielfach untreu geworden. Die Hauptünden der hohen wie der niedern Geistlichkeit waren die Habgut, die Unmäßigkeit und die sexuelle Unenthaltsamkeit. Auch manche Klöster hatten die ursprüngliche Zucht eingebüßt. Der Ursachen dieser Übelstände, wodurch dem großen Absfall in der Reformation vorgearbeitet wurde, gab es viele. Ich will hier nur auf eine solche hinweisen, die oft übersehen wird: es war dies der „schwarze Tod“, die Pest, die in den Jahren 1347—51 Europa entvölkerte. Die entsetzliche Geißel soll 25 Millionen Menschen hinweggerafft haben. Tausende von Gemeinden verloren ihre Seelsorger, viele Klöster ihre sämtlichen Insassen. Um der dadurch eingetretenen furchtbaren Not in der Seelsorge wenigstens einigermaßen zu steuern, sahen sich die Bischöfe wie die Ordensobern an vielen Orten gezwungen, jeden, der sich meldete, ohne weiteres, ohne die früher üblichen Berufsprüfungen, ohne die sonst geforderte Ausbildung und priesterliche Erziehung in den geistlichen Dienst einzustellen. So kam eine große Anzahl von Elementen in den Klerus, die weder die Kraft, noch den Willen besaßen, den Anforderungen ihres Standes Genüge zu leisten, ja die von den betreffenden Kirchengesetzen überhaupt nichts wußten. Kein Wunder, daß sich unter diesen Umständen die Nergernisse im geistlichen Stande in betrübendem Maße mehrten.

Bei der Geistlichkeit selber, das sah Gerhard klar ein, mußte deshalb die Reform beginnen, wofür eine nachhaltige sittliche und religiöse Erneuerung und Hebung beim Volke erzielt werden sollte. Auf sie suchte er denn auch durch private Unterredungen, durch Konferenzen, Predigten und geistliche Übungen, ähnlich den heutigen Exerzitien, unermüdlich einzuwirken. Vor allem aber wandte er seine Obsorge der studierenden Jugend, diesem Saatfeld des künftigen Klerus, zu, und diese erzieherische Tätigkeit ist es, durch die er sich die größten Verdienste erworben hat. Es ist höchst interessant zu beobachten, wie auch hier wieder ein in der Folge überaus segensreiches Werk sich aus dürfstigsten Anfängen entwickelte.

Gerhard fing damit an, daß er Schüler aus den oberen Klassen der Stadtschule zu Deventer um sich sammelte, sie im Abschreiben von Handschriften unterwies und ihnen in einer von ihm errichteten Schreibstube Gelegenheit zu einem kleinen Verdienst verschaffte. Er wurde aber auch der Seelenführer der jungen Leute und benützte jede Gelegenheit, ihnen gute Lehren zu geben. Anderseits machte er seinen Einfluß zur Besetzung der Rektorate der Schulen zu Deventer und Zwolle mit tüchtigen Männern geltend. In seinen Bestrebungen wurde er ganz besonders von Florentius Radewyns unterstützt. Radewyns, früher Kanoniker zu Utrecht, war durch eine Predigt Gerhards bekehrt und für ihn so eingetragen worden, daß er sein Kanonikat in Utrecht aufgab, um immer in der Nähe Gerhards weilen zu können. Er war fortan dessen treuester Mitarbeiter. Mit väterlicher Sorgfalt nahm er sich namentlich der jungen Scholaren und Kleriker an, die Gerhard um sich geschart hatte. Er war es auch, durch den Gerhards etwas planloses erzieherisches Unternehmen feste Gestalt und dauernde Form erhielt, indem er, von seinem Freunde unterstützt, die Bruderschaft vom gemeinsamen Leben gründete.

Die Brüder des gemeinsamen Lebens, (sie wurden auch Fraterherren, Hieronymianer, Michaelis- und Martinsbrüder, Brüder der zwölf Apostel, Federbrüder, Kapuzenbrüder genannt), führten unter der Leitung eines geistlichen Rektors, aber ohne eigentliche Gelübbe, ein gemeinschaftliches Leben in freiwilliger Armut. Den Lebensunterhalt gewannen sie sich durch Handarbeit, vor allem durch Schreiben. Wie jede religiöse Genossenschaft erblickten sie ihr erstes Ziel in der Selbstheiligung, die ihren besondern Ausdruck in der vom Mystiker Johannes Ruysbroeck, einem Freunde Gerhards, ausgegangenen «devotio moderna» fand, der „neuen Frömmigkeit“, wie man es nannte, im Gegensatz zum weltlichen Treiben in einem großen Teil des Klerus. Der zweite Zweck der Genossenschaft war das Seelenheil des Nächsten. Für dieses wirkten die Brüder, indem sie zwar nicht durch das lebendige Wort, wohl aber durch ihre Schriften predigten, durch die Verbreitung der hl. Schrift und anderer Erbauungsbücher in unzähligen Abschriften, die sie selbst anfertigten, eine Arbeit, die ihnen auch ihren bescheidenen Lebensunterhalt verschaffte. Ganz besonders aber nahmen

sie sich der Studierenden an. Zuerst begnügten sie sich damit, nach dem Vorgang Grootes die Schüler außerhalb der Schulstunden um sich zu sammeln und ihnen in ihren Schreibstunden Arbeit und Unterhalt zu vermitteln, um sie dadurch von sündhaften Verstreuungen und vom Müßiggang abzuhalten. Auch suchten sie arme Schüler bei gottesfürchtigen Leuten unterzubringen. Bald jedoch errichteten sie eigene Konvикte, wo arme wie reiche Schüler Kost und Wohnung fanden und unter der Leitung der Brüder eine tiefere religiöse Erziehung genossen. Gegenüber dem unsteten Wanderleben der Studenten und Lehrer, dem sittenlosen, müßigen und bettelhaften Vagantentum, wie es damals im Schwange war, lag das Hauptmoment der erzieherischen Tätigkeit und wohl das größte Verdienst, das sich die Brüder um das Schulwesen erwarben, darin, daß sie die Schüler und damit auch die Lehrer seßhaft machten und vorab die ersten durch die strenge Überwachung im Konvikt an ein geregeltes Leben und Studieren gewöhnten.

Wie sehr diese Konvикte den Zeitbedürfnissen entsprachen, das zeigt ihre schnelle Ausbreitung über das ganze nordwestliche Europa, wo sie fast an allen nennenswerten Schulen, oft in größerer Zahl, erstanden. Am Ende des 15. Jahrhunderts erstreckten sich die Niederlassungen der Fraterherren „von der Schelde bis zur Weichsel, von Cambrai durch ganz Norddeutschland bis nach Kulm in Westpreußen.“ Oft genügte ein solches Brüderkonvikt, eine Schule berühmt zu machen und eine Unzahl Schüler heranzuziehen. So zählte die Schule zu Zwolle oft über 800 Schüler, in Herzogenbusch stieg ihre Zahl auf 1200, in Deventer im Jahre 1500 auf 2200.

Hatten die Brüder zuerst nur Studentenkonvикte unterhalten, so übernahmen sie später auch den Unterricht. Sie brachten eine bessere Organisation in das Schulwesen, indem sie die Volksschule von den höheren Schulen trennten und diesen selbst den gymnasialen Aufbau, wenigstens in den Grundzügen, gaben, den auf protestantischer Seite der Straßburger Pädagoge Johann Sturm, auf katholischer die Jesuiten von ihnen übernommen und weiter gebildet haben. Er stellt sich wohl am reinsten noch in unsern katholischen Schweizergymnasien mit ihren Lyzeen dar: acht Klassen, in den obersten die philosophischen und realen Fächer, hier auch gegenüber dem Klassensystem in den untern

Kursen, das Fachlehrersystem. Wie auf andern Gebieten, gingen die Brüder auch in der Schule mit der Zeit. Wie sie ihre Schreibstuben gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Druckereien umwandelten (ihre Druckoffizin in Rostock war wahrscheinlich die erste am Ostseestrand), so offenbaren ihre Schulen zuerst das Wehen des Humanismus im nördlichen Europa. Lang vor andern kennen sie z. B. das Griechische, wenigstens vereinzelt, als Lehrfach. Doch pflegten sie auch, im Gegensatz zu den jüngern Humanisten, die Muttersprache. Zwar ist, was Amersfort vom Einfluß der Schule zu Zwolle erzählt, wohl nur als Scherz aufzufassen, daß nämlich dort um 1550 jeder Beamte lateinisch gesprochen, alle Kaufleute griechisch verstanden, sogar die Dienstmädchen lateinische Lieder gesungen haben. Allein die Tatsache, daß aus diesen Schulen, namentlich denjenigen zu Zwolle, Deventer und Lüttich, die vorzüglichsten ältern deutschen Humanisten hervorgingen, zeugt unwiderstprechlich für die außerordentliche Pflege, deren sich die humanistischen Studien an den Schulen der Fraterherren oder Brüder vom gemeinsamen Leben erfreuten. Aber gerade diese Männer, von denen ich hier nur den späteren Kardinal Nikolaus Cusa nenne, Männer, in denen die ganze Bildung des Humanismus sich aufs engste mit dem lebendigsten Glauben und ungeheuchelter praktischer Frömmigkeit verband, bezeugen auch, daß an den Brüderschulen jederzeit der Wahlspruch des trefflichen Rektors von Zwolle, Johannes Cele, des intimen Freunden des Gerhard Grootes, in Geltung stand: „Das Himmelreich liegt nicht im Wissen und in der Rede, sondern im Werk und in der Tugend,“ daß ihr Hauptbestreben, wie es Wilhelm Vorken, Prior zu Windesheim 1455 ausdrückte, das «trahere ad Christum», das Hinführen zu Christus war.

So wurde denn, was einst Gerhard

Groot als einzelner angestrebt hatte, durch eine eigens zu diesem Zwecke gegründete Genossenschaft in glänzender Weise verwirklicht. Groot hat den Anstoß gegeben, Radewyns ihn weitergeführt. Groot war der unternehmende, mit weitem Blick begabte Mann, der neue Ziele stellte, Radewyns der stille Ordner, der mit liebevoller Ergebenheit auch die kleinsten Einzelheiten der großen Pläne seines Meisters ausführte.

Aber die Verfassung der Brüderschaft erwies sich nachgerade als zu locker. Zumal das Fehlen verpflichtender Gelübde stellte sich als einen empfindlichen Mangel heraus; er gefährdete den Bestand der Genossenschaft. Auch mußte sie, weil sie dadurch von den eigentlichen Orden zu sehr abstach, manche Anfeindungen erdulden. Deshalb empfahl Groot bei seinem frühzeitigen Tode (1384) seinem Freunde den Anschluß an einen älteren Orden. Sein Wunsch ging bald in Erfüllung. Schon 1386 gelang es Radewyns, in Windesheim, drei Stunden von Zwolle, ein Kloster für regulierte Chorherren nach der Regel des hl. Augustin zu gründen. Er besetzte es mit sechs Brüdern aus dem Fraterhause zu Zwolle, zu denen sich bald andere gesellten. Sie sollten durch ein vorbildliches Ordensleben erneuernd auf den ganzen Ordensstand wirken. Ihr Leben war neben dem Chordienst der Beschaulichkeit gewidmet. Was den Kern der Predigten Grootes ausgemacht hatte, die getreuliche Nachfolge Jesu Christi, war auch das Hauptziel ihres Strebens. In der Mußezeit beschäftigten sie sich, wie die Brüder des gemeinsamen Lebens, mit der Verbißfältigung von Erbauungsbüchern und liturgischen Texten.

Das Kloster Windesheim wurde das Mutterhaus einer ganzen Reihe von Klöstern, die mit ihm die Windesheimer-Kongregation bildeten. 1402 zählte sie schon sieben, 1430 fünfundvierzig, später gegen hundert Konvente.

(Schluß folgt.)

## Zunftstube.

**Benediktinerschulen.** Der hl. Papst Gregor der Große erzählt uns, wie dem hl. Benediktus schon bald nach der Organisation seiner Klöster droben in Subiaco die beiden adeligen Römer Euthilius und Tertullus ihre Söhne Maurus und Plazidus zur Erziehung übergeben. Das war wohl der Anfang der Erziehungs- und Schultätigkeit der Benediktiner, einer jener großen Aufgaben, die sich der Orden gestellt, in

Nachahmung seines heiligen Stifters und in Befolgung seiner hl. Regel, die durch wenige schlichte, aber doch pädagogisch so ungemein bedeutungsvolle Worte die Benediktussöhne auf dieses herrliche Arbeitsfeld hinweist. Auf diesem Gebiete hat denn auch der Orden durch unermüdliches Schaffen im Verlaufe der Jahrhunderte Herrliches geleistet zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit.

Auch heute noch lebt die alte Liebe zur studierenden Jugend, die alte Sorge für ihr Wohl, die alte Arbeitsfreudigkeit in ihrem Dienste fort.

Das beweist uns das vor kurzer Zeit erschienene „Album Benedictinum“, das Verzeichnis der Häuser und Glieder des Benediktinerordens. Ohne die bürgerlichen Elementar- und Pfarrschulen, in denen Benediktiner wirken und die fast in jedem größern Ordenshause bestehenden Theologeschulen für die heranwachsenden Ordenspriester zu erwähnen, kann es eine schöne Zahl von Schulen verschiedenster Art, die unter der Leitung von Benediktinern stehen, aufzählen. An der Spitze steht die Zentrallehranstalt des Ordens, das „Collegium Anselmianum“ in Rom mit einer theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät, eine päpstliche Universität mit dem Rechte, die akademischen Grade zu verleihen. Der Lehrkörper bestand im letzten Jahre aus 17 Lektoren und ungefähr 80 Studenten, alles Benediktinern, überdies noch einigen Studenten, die Weltpriester sind oder andern Orden angehören. Eine andere päpstliche Universität mit 135 Studenten leitete die Erzabtei St. Vinzenz in Nordamerika. Die übrigen Schulen sind teils Seminarien zur Heranbildung des Weltklerus, vor allem bei den Abteien Nullius, d. h. jenen Abteien, deren Abt wie ein Bischof ein eigenes Territorium, eine eigene Diözese mit ihm untergebenen, die Seelsorge versehenden Weltpriestern hat, zum größten Teil aber Mittelschulen, Gymnasien und Progymnasien.

Die folgenden Zahlen geben den Bestand im Jahre 1920. Damals zählte die Kongregation von Monte Cassino 6 Schulen mit 605 Böglingen. Die Schulen verteilen sich auf die Klöster Monte Cassino, St. Paul vor den Toren Roms, und besonders Cava, unweit Salerno, das ein Seminar mit 30 Alumnen (für die Diözese des Abtes), ein Internat mit 165 und ein Staatsgymnasium mit 250 Studenten hat. — In der Englischen Kongregation waren 8 Schulen mit 864 Studenten. — Die Ungarische Kongregation mit der Erzabtei Martinsberg hatte 7 Schulen: ein Seminar mit 55 und 6 Staatsgymnasien mit 2504 Studenten. In der Schweizerischen Kongregation entfallen auf das Gymnasium Einsiedeln 320, Sarnen (Muri-Gries) 310, Disentis 120, Engelberg 190 und Atdorf (Bregenz) 150 Studenten; Muri-Gries hat in Gries noch ein mit dem Lehrerseminar in Bozen zusammenhängendes Konvikt mit 72 Studenten.

Die Bayerische Kongregation besaß zusammen 17 Schulen mit 3066 Studenten. Die Brasilianische Kongregation hatte 9 Schulen mit 1322 Studenten. Zahlreich waren die Schulen der Amerikanisch-Cassinensischen Kongregation: 21 mit 3551 Studenten. Hindernisse von staatlicher Seite bewirkten, daß die Beuroner Kongregation nur 2 Oblatschulen und ein Kollegium mit zusammen 49 Studenten hatte. Die Schweizerisch-Amerikanische Kongregation, bestehend aus den von der Schweiz aus in Amerika gegründeten Klöstern, zählte 10 Schulen mit 790 Schülern. — Die Sublazenser Kongregation betätigte sich in 32 Schulen mit 2959 Schülern: in der italienischen Provinz hatte sie 2, in der englischen eine, in der französischen 12 und in der spanischen 17 Schulen. Die österreichischen Benediktiner verteilen sich auf zwei Kongregationen; die Kongregation von der Unbefl. Empfängnis zählte 11 Schulen mit 1434 Schülern; die Kongregation des hl. Joseph 12 Schulen mit 650 Schülern. Die Missions-Kongregation von St. Ottilien in Bayern leitete 8 Schulen mit 368 Studenten und die neue belgische Kongregation führte 4 Schulen mit 224 Schülern. Im ganzen unterhält also der Orden in seinen 14 Kongregationen 156 Schulen mit 19,607 Studenten, und dabei sind, was wir nicht vergessen dürfen, nur die Männerklöster mit ihren Lehranstalten für die männliche Jugend gezählt. Wer möchte erst die Institute für die weibliche Jugend, die von Benediktinerinnen geleitet werden, aufführen?

Einst waren es beinahe nur die Klosterschulen, die die Wissenschaften und Künste lehrten. Heute bilden sie eine verschwindend kleine Gruppe im gesamten Schulwesen der ganzen Erde. Aber die Benediktiner sind bis heute ihren alten Idealen, die das Christentum erzeugt und eine vierzehnhundertjährige Erfahrung erprobt hat, treu geblieben, während das Wirken mancher Schule, die der moderne Geist geschaffen hat, zum Unheil der Menschheit ausschlagen muß. Je mehr man in unserer Zeit darauf ausgeht, das junge Geschlecht auf irrite, verderbliche Bahnen zu ziehen, um so eifriger muß der Orden des hl. Benedikt in treuer Zusammenarbeit mit den andern in Unterricht und Erziehung tätigen Orden weiter wirken für die christliche Wahrheit und die Jugend heranbilden zu starken Charakteren, zu Führer gestalten in Kirche und Staat, zu Männern und Frauen, die reichen Segen zu spenden wissen für Zeit und Ewigkeit.

# Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

philologisch-  
historische Ausgabe

Schriftleitung:  
Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Ueber und um Thomas von Kempen. — Der Norist im Griechischen. — A propos de la morale des Fables de La Fontaine. — Kunststube. — Weihnacht.

## Ueber und um Thomas von Kempen.

Von Rektor Dr. P. Romuald Banz O. S. B.  
(Schluß.)

Neben diesen Klöstern im strengen Sinne des Wortes blieben die freieren Verbände der Brüderhäuser fortbestehen. Die Klöster bildeten gewissermaßen ihren Halt und Rückgrat, hatten auch wohl ihre geistliche Leitung in der Hand. Die Brüderhäuser aber führten den Klöstern einen großen Teil ihres Nachwuchses zu. So wirkten sie einträchtig zusammen, sorgten für einander und unterstützten sich mit Rat und Tat. Die Chorherren arbeiteten nur innerhalb ihres Klosters, die Brüder inner- und außerhalb ihrer Häuser. Dort herrschte das beschauliche Leben, hier stand das tätige im Vordergrund. Diese hatten die Reform der Laienwelt, jene die Klosterreform zur Hauptaufgabe. Und in der Tat ergoss sich von Windesheim und seiner Kongregation aus „wie ein gewaltiger Strom die Klosterreform und Erweckung des lebendigen Glaubens zunächst durch Holland und dann durch ganz Norddeutschland, die Rheingegenden und Franken“, ja bis nach Frankreich.<sup>1)</sup>

Einer der frühesten Ableger von Windesheim war das Kloster auf dem Agnetenberg bei Zwolle. Hier legte am 12. Juni 1406 der Mann die Ordensgelübde ab, dem wir die ersten anmutigen Lebensbeschreibungen Gerhard Grootes und Florentius Radewyns' verdanken, von dem unsere Darstellung aus gegangen ist, und zu dem wir hiermit zurückkehren, Thomas von Kempen. Sein Lebensgang war sehr einfach. Thomas, mit dem Beinamen Hemerken (= Hämmerchen), wurde in Kempten (zwischen Maas und

Rhein im Bistum Köln) als Sohn eines schlichten Handwerkers im Jahre 1380 geboren. Um diese Zeit verließ sein älterer Bruder Johannes das Vaterhaus, wurde Gerhard Grootes Jünger, trat in das Fraterhaus Florentius Radewyns' zu Deventer, dann als eines der ersten Mitglieder in das Kloster zu Windesheim ein, ward später Prior auf dem Agnetenberg und starb zu Arnshem 1432. Von ihm wurde Thomas, als er dreizehn Jahre alt war, beredet, die Schule von Deventer zu besuchen, wo sich Florentius väterlich seiner annahm und ihn ins geistliche Leben einführte. Nach kurzer Zeit hegte Thomas keinen sehnlicheren Wunsch als in die Bruderschaft einzutreten. Zuerst fand er Aufnahme im Brüderhaus zu Deventer; allein weil er sich zu einem ganz innerlichen Leben berufen fühlte, trat er 1399 in das Kloster auf dem Agnetenberg über. Damals war sein Bruder dort Prior, und so mußte Thomas, weil nach der Regel nicht zwei Brüder gleichzeitig dem gleichen Haus angehören durften, bis zur Überführung des Bruders im Jahre 1406 Noviz bleiben. Acht Jahre später wurde er zum Priester geweiht. Abgesehen von einigen durch die Not der Zeit erzwungenen Unterbrechungen, blieb er in seinem Kloster bis zu seinem seligen Ende. Er starb im 91. Altersjahr.

Es war ein stilles Leben. Zweimal wurde er Superior seines Klosters, einmal auch Schaffner, ein Amt, das ganz gegen seine Neigung und Anlage war, weshalb er bald wieder davon erlöst wurde. Mehr

<sup>1)</sup> Wie unzählige andere unerlässliche Schöpfungen katholischen Geistes wurden sämtliche Brüderhäuser und ein großer Teil der Windesheimerkonvente durch die sog. Reformation vernichtet. Was diese übrig ließ, fiel dem Säkularisationsdecreto des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 zum Opfer.

eignete er sich seiner innerlichen Natur nach zum Novizenmeister. Was ihm diese Amtsgeschäfte und das feierliche Offizium im Chore an Zeit übrig ließen, verlegte er auf Gebet und Betrachtung, Beichthören und Predigen, sowie auf schriftstellerische Tätigkeit und das Kopieren von Büchern. Thomas hat viermal die ganze hl. Schrift abgeschrieben, außerdem ein großes Missale, die Werke des hl. Bernard, ein neues Testament usw. Seine Handschrift zeigt einen schönen, kräftigen Zug. Die Schriften, die er selber verfasste, sind teils geschichtlichen Inhalts: dazu gehören die schon erwähnten Biographien Gerhards und Florentius' und von neun ihrer Schüler; ein Leben der hl. Lidwina; die Chronik seines Klosters usw. Größer noch ist die Reihe seiner erbaulich-aszetischen Werke, unter denen ein Betrachtungsbuch über das Leben des göttlichen Heilandes hervorragt. Endlich sind von ihm noch eine Anzahl geistlicher Ansprachen, Gedichte und Briefe erhalten. Mit dem glänzendsten Ruhm haben die vier Bücher der Nachfolge Christi seinen Namen verklärt, deren Verfasserschaft aber, wie eingangs gesagt, noch nicht unbestritten feststeht, obwohl sie ihm schon sein frühester Biograph zuschreibt.

Neben alledem ging noch eine erzieherische Tätigkeit eigener Art her. Zwar gaben sich die Windesheimerklöster grundsätzlich mit der Schule nicht ab. Trotzdem übten sie bei der engen Fühlung, die sie mit den Brüderhäusern unterhielten, oft einen mehr oder minder unmittelbaren Einfluss auf deren Zöglinge aus. Auch die Brüder in Zwolle, wo schon Gerhard ein Fraterhaus gegründet hatte, standen in regem Verkehr mit den Chorherren auf dem nahen Agnetenberg. In diesen Verkehr wurden auch die hervorragenderen ihrer Konviktsalumnen mit hineingezogen, um so mehr, als die späteren Rektoren der Stadtschule das gleiche innige Verhältnis zu den Fraterherren unterhielten, das einst den Rektor Johannes Cele, dem die Schule ihre Blüte verdankte, mit Gerhard Groot verbunden hatte.

So wird uns denn berichtet, daß manche Zwollerstudenten den Geistesmann auf dem Agnetenberg, Thomas von Kempen, der ja, wie sein Biograph mitteilt, auch Erbauungsschriften für die Jugend,

„einfach im Stil, aber von seltener Wucht und Kraft der Gedanken“ verfasste, zu ihrem geistlichen Führer wählten. Zu diesen gehörten die Koryphäen des älteren deutschen Humanismus: der Friese Rudolf Agricola, der für Deutschland fast die gleiche Bedeutung gewann wie Petrarca für Italien, den er aber in der christlichen Auffassung von Wissen und Leben und in der Sittenreinheit weit überragte; der Westfale Alexander Hegius, einer der bedeutendsten Pädagogen seines Jahrhunderts, von ebenso großer Frömmigkeit als vollendet klassischer Bildung; Rudolf von Langen, der erste geschmackvolle lateinische Dichter des Humanismus auf deutschem Boden usw. Wenn die Grundsätze dieser Männer: „Der Endzweck aller Studien ist die Verherrlichung Gottes; alle Gelehrsamkeit ist verderblich, wenn sie mit dem Verluste der Frömmigkeit erworben wird; nichts ist unheilvoller als ein gelehrter, aber schlechter Mensch,“ wenn diese Grundsätze die Quelle verraten, aus der sie geflossen sind, den Geist der „Nachfolge Christi“, so spricht es wieder für den weiten offenen Blick des schlichten Mönches, daß er, allerdings nach einer nicht völlig einwandfreien Nachricht, jenen Jünglingen die ersten Anregungen zu ihren Studienreisen nach Italien gegeben hat. Merkwürdig ist es ohne Zweifel, daß der Bildungsgang der Bahnbrecher der humanistischen Bewegung im Norden von dem gleichen Manne beeinflußt wurde, der als der Schöpfer der herrlichsten Blüte aszetischer Frömmigkeit im Mittelalter betrachtet wird.

Die sicher von Thomas stammenden Schriften reichen nicht an diese Perle der Weltliteratur heran. Wie in seinem literarischen Erfolg, so ist das Werk eines der merkwürdigsten auch in Form und Inhalt. Es streift die Mystik und ist doch nicht eigentlich mystisch, auf die außergewöhnlichen Gnadenwirkungen Gottes im Seelengrunde geht es nicht ein. Es wurde als ein „Moral-diktat“ angesprochen, erhebt sich aber schon durch seine Gemütstiefe himmelhoch über ein solches. Es predigt die Weltverachtung, und ist doch frei von jedem Pessimismus, sondern erweitert die Seele und führt sie aufwärts. Ein Handbuch der Aszese und wahren Frömmigkeit<sup>1)</sup>, und zwar einseitig auf die Jünger des beschaulichen Ordenslebens zugeschnitten, ist es zum Trostbuch

<sup>1)</sup> *Devotio, devotus* sind Lieblingsworte der „Nachfolge Christi“. Man erinnere sich an die *devotio Grootes* und *Ruysbroecks*!

für die Welt geworden. Eine Erziehung zur Innenkultur unvergleichlicher Art, steht es, wenn der Vergleich gestattet ist, auf dem Gebiete geistlicher Unterweisung ebenso einzig da, wie Dantes Divina Comedia im Reiche der Poesie. Seine vier Bücher wurden nicht in einem Zug und auch nicht mit dem Blick auf ein Ganzes geschrieben, das letzte Buch — mit den schönsten Kommuniongebeten, die es gibt — war nachweislich das früheste. Und wie das ganze Werk, so zeigen auch die einzelnen Bücher und Kapitel nichts Systematisches, Ausgeklügeltes. Zwanglos, wie ihm die Gedanken zuströmten, warf sie der Verfasser hin, scheinbar in der einfachsten, ungesuchtesten Form. Aber diese Gedanken stellen sich der gehaltvollsten Spruchpoesie, welche die Weltliteratur kennt, ebenbürtig an die Seite. Sie offenbaren eine unergründliche Lebensweisheit und tiefste Herzenskenntnis und werden durch die Grundidee des Werkes: Nachfolge Christi durch Be- trachtung seines Lebens und stetes Streben nach Verähnlichung mit ihm, zu einer großen Einheit gebunden. Die Form aber ist Rhythmis und Musik, von wunderbarer Kraft, Unmittelbarkeit und Durchsichtigkeit. „Seit Augustinus hat kein Schriftsteller des Mittelalters mit gleicher Meisterschaft die lateinische Prosa gehandhabt, um die feinsten Empfindungen und die geheimsten Vorgänge unserer Seelenlebens zu schildern“ (Kraus). Dazu ein klassisches Feingefühl: nirgends eine gesuchte Allegorie, ein abgeschmacktes Bild, ein fränkisches Schwärmen, wie sie uns zuweilen auch in den besten mystischen Schriften beleidigen, nur reines Gold! Ueber

allem aber weht ein übernatürliches Element, die Salbung des Heiligen Geistes, jenes geheimnisvolle Etwas, das wunderbar und unwiderstehlich auf die Seelen wirkt, ohne daß wir uns über den Grund davon Rechenschaft geben können. Deshalb hat die „Nachfolge“ ihre Kraft im Laufe der Jahrhunderte nicht eingebüßt. Sie steht über den Zeiten. Und die Menschheit hatte sie nie nötiger als in unsren Tagen, wo wir den Zusammenbruch aller bloßen Diesseitswerte erleben, wo es uns so not tut, endlich den Schein zu verlassen und auf das Wesen der Dinge einzugehen, wo die Welt wieder leidenschaftslose, innerlich gefestigte, folgerichtig strebende Menschen braucht, die alles im Lichte der Ewigkeit betrachten und abschätzen.

Wir werden selber zu ihnen zählen, wenn wir den Geist eines Groot, Radewyns und Thomas in uns aufnehmen, der da spricht:

„Wer vollkommen und mit Lust Christi Worte verstehen will, der muß sich befleischen, sein ganzes Leben ihm gleichförmig zu machen.“

„Dies ist die höchste Weisheit, durch Verschmähung der Welt nach dem Himmelreiche zu streben.“

„Wahrhaft groß ist, wer eine große Liebe hat. Wahrhaft groß ist, wer in sich klein ist und für nichts alle Hoheit der Ehre schätzt. Wahrhaft klug ist, wer alles Irdische für Not erachtet, auf daß er Christus gewinne. Und wahrhaft gelehrt ist, wer Gottes Willen vollbringt und seinen eigenen Willen verläßt.“

## Der Aorist im Griechischen.

Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg.

In einer Unterhaltung mit einer Studentin der alten Philologie glitt das Gespräch auch auf die Bedeutung des Aorist über. Bis anhin glaubte ich, da gebe es nichts mehr, was nicht längst von den Fachgelehrten entschieden wäre, und die sogenannte Zeitlosigkeit des Aorists hatte mir seit den Gymnasialjahren, wo ich darüber vielleicht staunte, keine Beschwerden gemacht, habe im Gegenteil etwa an die Zeitlosigkeit des hebräischen Verbums gedacht.

Wir hatten gerade das Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre von Dr. Hermann Hirt zur Hand und lasen nun: „Wir haben im Griechischen drei Tempora, um die Vergangenheit auszudrücken, das

Imperfectum, den Aorist und das Plusquamperfectum, und es ist von vornehmerein klar, daß neben der Vergangenheit, die durch das Augment bezeichnet wird, noch etwas anderes in diesen verschiedenen Formen stecken muß. Zuerst hat es G. Curtius begründet, daß mit diesen Tempora die sogenannte Aktionsart bezeichnet wird, d. h. die Art und Weise, wie die Handlung des Verbums vor sich geht. — Seitdem Delbrück Grd. 4,1 ff. die Aktionsarten des idg. und griech. Verbums eingehend untersucht hat, hat die Forschung nicht geruht, man kann aber nicht sagen, daß die Sache, der aufgewendeten Arbeit entsprechend, klarer geworden ist, vielmehr besteht heute ein

größerer Zwiespalt als je, und dieser geht sogar so weit, daß verschiedene Forscher die Aktionsarten ganz leugnen.“

Soweit Hirt, I. c. 471.

Da kam mir plötzlich eine Erinnerung an meine Aufstellungen über die Bildung der Zeitformen des deutschen Verbums, wie ich sie in der Mittelschule, Jahrgang 1918, Seite 10 ff., niedergelegt habe. Dort führte ich aus:

Das deutsche Zeitwort kennt 8 Konjunktive:

Präsens: ich schlage,

Imperfekt: ich schläge,

Perfekt: ich habe geschlagen,

Plusquamperfekt: ich hätte geschlagen,

Futur Präsens: ich werde schlagen,

Futur Imperfekt: ich würde schlagen,

Futurexakt: ich werde geschlagen haben,

Futurplusquamexakt: ich würde geschlagen haben.

Aus diesen 8 Konjunktiven erschloß ich 8 Indikative:

Präsens: ich schlage,

Imperfekt: ich schlug,

Perfekt: ich habe geschlagen,

Plusquamperfekt: ich hatte geschlagen,

Futur Präsens: ich werde schlagen,

Futur Imperfekt: ich würde schlagen,

Futurexakt: ich werde geschlagen haben,

Futurplusquamexakt: ich wurde geschlagen haben.

Von diesen Formen kommt aber der Indikativ Futur Imperfekt und Futurplusquamexakt nicht (mehr) vor, sie fielen mit dem Imperfekt und Plusquamperfekt zusammen, wie ihre Konjunktive ja meist auch als bloße Nebenformen für Konjunktiv Imperfekt und Plusquamperfekt gelten, (was aber, wie ich am angegebenen Orte ausführte, nicht richtig ist).

Die Ausdrücke Futur Präsens und Futur Imperfekt gefielen mir allerdings nicht, aber ich wußte keinen andern Ausdruck dafür. Nun weiß ich, wie man sagen soll: statt Futur Präsens sage man bloß wieder Futur, wie eh und vordem, statt Futur Imperfekt aber sage man nun ganz getrost: Aorist.

Damit habe ich nun bereits die Lösung des griechischen Aoristproblems angedeutet. Der Aorist ist das Präteritum zum Futur, wie das gewöhnliche Imperfekt des Präteritum des Präsens und wie das Plusquamperfekt das Präteritum zum Perfekt ist.

Und die Bedeutung? Das Futur gibt das Eintreten einer Handlung in der Ge-

genwart, und der Aorist gibt das Eintreten einer Handlung in der Vergangenheit an.

Futur: ich werde schlagen (b),

Aorist: ich würde schlagen (d).

Nun blätterten wir in Hirts Lehrbuch weiter und lasen auf Seite 560: „Wir wissen, daß der Konjunktiv des s-Aoristes ursprünglich ein Element — se, — so aufweist, und demnach formell eigentlich mit dem Futurum identisch ist. Daher hat man tatsächlich das gr. Futurum als einen Konjunktiv Aoristi aufgefaßt. Gegen diese Annahme erheben sich aber doch starke Bedenken u. s. w.“

So war man also längst auf der richtigen Straße, aber man ging rückwärts, statt vorwärts und kam deshalb nicht ans Ziel.

Wie stellt sich nun diese Geschichte auf griechischem Boden ein?

Das griechische starke Zeitwort bildete drei Stämme aus: Das Präsens, den Aorist und das Perfekt, und drückte mit ihnen aus: die andauernde Handlung in der Gegenwart, die eintretende Handlung und die eingetretene Handlung.

Zu jeder dieser drei Aktionsarten ist ein Futur möglich, je nachdem man sich die Sache vorstellt. Meist wird natürlich das Futur den Aorist-Stamm zugrunde legen. Dieses Futur aber ist eine schwache Bildung, es nimmt immer das *se*-Element zu Hilfe. (Würde man, nebenbei bemerkt, nicht gut tun, einfach zu erkennen, daß eigentlich bloß das Futur von „sein“ an den betreffenden Stamm angehängt wird, weshalb das Futur meist medial ist?) So gibt es drei Futura, ein Futur vom Präsens, eins vom Aorist und eins vom Perfekt gebildet. Von diesen dreien aber kommen in der Regel nur zwei vor, das vom Perfekt gebildete Futur-(exakt) und dann entweder das vom Präsens oder das vom Aorist gebildete. Aber es gibt genug Beispiele, wo sich alle drei nachweisen lassen.

Wie wir nun zum Präsens ein Imperfekt und ein Futur, und wie wir desgleichen zum Perfekt ein Plusquamperfekt und ein Futur-(exakt) finden, so müssen wir dasselbe auch beim Aoriststamm erwarten. Aber da scheint etwas zu fehlen.

Der Aorist Indikativ ist deutlich eine Nebenzeitz, er hat das Augment. Er hat aber bei sich andere Modi ohne Augment. Diese andern Modi stellen sich dar wie die Präsensmodi neben dem Imperfekt. Das ist es nun. Der heutige Aorist ist bloß das

Imperfekt zu einem verloren gegangenen Norist-Präsenz, Indikativ, und die Norist-Modi gehören zu diesem verlorenen Norist-Präsenz Indikativ. Dieser ging verloren (oder wurde vielleicht gar nie gebildet, wie jene deutsche Form, die ich oben Norist nannte: ich wurde gehen = Indikativ zum wirklich vorkommenden Konjunktiv: ich würde gehen). Die Funktion des verlorenen oder nie gebildeten Norist-Präsenz übernahm das Futur vom gleichen Stämme, so daß dieses nun wie eine Art Präsenz zum Norist erscheinen mag.

So war das sprach-psychologische Denken eingestellt, als man anfing, schwache Zeitwörter auszubilden.

Da bildete man bloß jene Formen aus, die sich beim starken Zeitwort vorkanden. Und zwar glaube ich, das schwache Futur sei überhaupt nichts anderes als der Norist-Präsenz, darum meist aktiv. Nur so kann ich mir erklären, wie beim schwachen Verb das dorische Futur möglich ist. Dafür aber

bildete der Norist-(Imperfekt) seine ganze, nicht vom Futur gebotene Modi-Reihe selbständig mit dem perfektischen a-Laut aus.

(Denkbar ist aber auch, daß bloß Futur-Indikativ mit dem ähnlich lautenden Norist-Präsenz zusammenfiel. Denn dieser Norist-Präsenz müßte, wenn er vorkäme, dem Futur-Indikativ ähnlich lauten, weil ja der Norist-Konjunktiv durchaus dem zu erwartenden Futur-Konjunktiv gleichlautet. Darum scheint mir die Annahme richtiger, daß die Norist-Modi, Konjunktiv ausgenommen, Neubildungen seien, weil man bereits den Norist als eigene Zeit fühlte. Daß der Norist-Optativ eine sekundäre Bildung ist, hat man längst erkannt und behauptet.)

So erklärt sich nun auch, warum es einen Norist-Imperativ gibt. Der Norist ist nur im Indikativ eine vergangene Zeitform, seine Modi können Futur-, ja Präsenzbedeutung haben. Er drückt eben den Eintritt einer Handlung aus.

## A propos de la morale des *Fables* de La Fontaine.

Par le Père Dr. Christophe Favre, Stans.

L'année 1921 a vu venir le 3<sup>e</sup> centenaire de la naissance de La Fontaine. La gloire du fabuliste, comme artiste, n'a guère subi d'éclipse. Tout le monde reconnaît en lui un des plus grands artistes de la littérature française; il a créé la fable poétique. Son originalité lui a valu l'épithète d'inimitable. Il est plus que cela encore: c'est un poète populaire, l'Homère français. Ses *Fables* sont devenues «le lait des premières années, le pain de l'âge mûr, le dernier mets substantiel du vieillard» (Nisard).

Cependant, quant à la morale des *Fables*, l'accord n'a pu se faire jusqu'à ce jour parmi les critiques. Pour J.-J. Rousseau et Lamartine, elles sont *immorales*. Ne disent-elles pas à l'enfant: «Sois dur comme la fourmi, flatteur comme le renard, cruel comme le loup?» Pour d'autres, plus sérieux et plus nombreux, elles sont *amorales*. «La Fontaine ne s'est proposé que de peindre ce qui lui plaisait, ou même ne s'est rien proposé du tout, que de se faire plaisir. La Fontaine „constate“ et ne juge jamais» (Brunetière, *Manuel* 184).

Cette théorie excessive ne résiste pas à une lecture attentive des fables. Cet artiste si concis, qui dit tout ce qu'il faut et rien que ce qu'il faut, aurait-il ajouté à la plupart de ses récits une morale, souvent très développée, pour ne rien dire? Dans la *Préface* des *Fables* le poète a émis des aveux importants à cet égard. Il y considère l'apologue comme „composé de deux parties, dont on peut appeler l'une le corps, l'autre l'âme. Le corps est la fable, l'âme la moralité“. Quelquefois la morale est omise, «dans les endroits où elle n'a pu entrer avec grâce, et où il est aisé aux lecteurs de la suppléer» (*Préface*). Dans une fable il dit: „Je tâche de tourner le vice en ridicule.“ Lui refuserons-nous la sincérité dans ces passages et dans tant d'autres qu'il serait aisé de multiplier?

Quelle est cette morale des *Fables*? Elle manque d'élévation, a-t-on répété à satiété; elle ne ferait ni un héros ni un saint; des leçons du bonhomme, cependant, on ferait un excellent formulaire de morale pratique: la réflexion, la prudence, la modération, la finesse avertie, nous sont aussi effica-

cement qu'agréablement persuadées. Cela ne suffit pas à La Fontaine : il vise à instruire aussi notre cœur, et le voilà qui nous donne de très hautes leçons de morale idéaliste : il faut se préparer à la mort ; voici le désintéressement :

Mes arrière-neveux me devront cet ombrage.

Eh bien ! défendez-vous au sage  
De se donner des soins pour le  
plaisir d'autrui ?

Voici la loi de solidarité :

Il faut autant qu'on peut obliger  
tout le monde.

Il se faut entr'aider, c'est la loi de  
nature.  
Il s'emporte avec force contre l'ingra-  
titude :

Hélas ! j'ai beau crier et me rendre  
incommode,

L'ingratitude et les abus

N'en seront pas moins à la mode.

Enfin ses fables contiennent un code charmant de l'amitié ; un beau vers résume cette très belle partie de sa morale :

A qui donner le prix ? au cœur, si  
l'on m'en croit.

Comme on peut le voir, cette mor-  
ale n'est point à dédaigner ; si elle  
ne remplace pas le catéchisme, c'est que  
la fable n'est pas une succursale du ca-  
téchisme. La Fontaine se rendait par-  
fairement compte que l'apologue n'est  
pas un cours de morale héroïque ; il  
est fait pour traduire les conseils du  
bon sens vulgaire et précher les vertus  
moyennes. N'arrêtions pas là notre idéal,  
mais gardons-nous de dédaigner cette  
sagesse incomplète.

## Zunftstube.

**Ein Vorläufer Jesu.** Die wunder-  
vollen Abschnitte des Buches Jesaja über  
den leidenden Knecht des Herrn durften und  
dürfen der ungläubigen Kritik alles andere  
sein als eine Weissagung auf den künftigen  
Erlöser. So hat nun neuestens der Nor-  
wege Sigmund Mowinkel die „interessante“  
Entdeckung gemacht, diese jesajanischen Stücke  
handeln von einem unbekannten Propheten,  
das heißt der Knecht des Herrn sei kein  
anderer als der Prophet selber, allerdings  
nicht Jesaja, sondern ein Unbekannter zur  
Zeit des Kuros. — Diese schon von Koepp-  
ler vor vielen Jahren aufgestellte Hypothese  
wird nun von Hermann Gunkel in der Neuen  
Zürcherzeitung und jetzt sogar in einer ei-  
genen Broschüre (Seldwyler-Verlag Bern)  
in Umlauf gesetzt. Abgesehen vom Grund-  
irrtum enthält das Büchlein ansprechende  
Ausführungen, und von Wert ist es, daß  
dadurch die Einzelpersönlichkeit des Knechtes  
des Herrn klar dargestellt wird im Gege-  
natz zu den Versuchen, darunter bloß das  
Volk Israel zu verstehen. — Noch eine böse  
Bemerkung. Wo fände sich ein katholischer  
Verlag, der biblische Abhandlungen auf-  
nahme ? H.

**Zur Einheit des Menschengeschlech-  
tes.** Schon letztes Jahr hatte ich das Ver-  
gnügen, ein kleines, aber inhaltsreiches Werk  
von Dr. Renward Brandstetter anzusehen.  
Nun ist bei E. Haag in Luzern 1921 wieder  
ein ähnliches Werk aus seiner Feder im

Druck erschienen. Es betitelt sich: Wir  
Menschen der indonesischen Erden. 1. Die  
indonesische und die indogermanische Volks-  
seele. Eine Parallele auf Grund sprachli-  
cher Forschung. — Dieses erste Heft einer,  
wie wir hoffen, recht zahlreich werdenden  
Reihe von Einzelarbeiten behandelt alles,  
was im indonesischen und indogermanischen  
Seele heißt, wie von der Seele gesprochen  
wird, wie sie handelt, wo sie handelt, was  
sie tut, als Forma corporis, im Leibe und  
außerhalb seiner. — Das Resultat der ein-  
gehenden Untersuchung ist: Indonesen und  
Indogermanen denken gleich über diese  
Dinge und drücken sich, allerdings mit an-  
dern Lauten, durch gleichartige Wortbildun-  
gen und Phrasen (Personifikationen) aus.  
Die Indonesen besitzen ein ebenso hochra-  
gendes Menschentum wie der Indogermane;  
und ich möchte beifügen: Mit der For-  
scher-  
schrift wird wieder ein neuer Beweis er-  
bracht für die ursprüngliche Einheit des  
Menschengeschlechtes. Dank dem gelehrten  
Verfasser.

Dr. F. A. Herzog.

**Die Freien im Schächental.** Fast  
alle Hand- und Lehrbücher der Schweizer-  
Geschichte sprechen davon, daß im 13. Jahr-  
hundert im Schächental eine ziemliche Zahl  
freier Bauern auf freiem Eigen gesessen  
hätten. Hürbin schreibt geradezu: „Das Schä-  
chental hatte eine freie Bevölkerung.“  
Diese Annahme stützt sich auf eine Urkunde  
vom Jahre 1290, in welcher über 80 Per-

sonen ihre Güter mit jährlichen Zinsen zu gunsten der zu gründenden Kirche von Spiringen belasten und zur Sicherung dieses Zinses diese Liegenschaften an die Kirche von Bürglen als die Mutterkirche von Spiringen auflassen und von ihr als Erbleben zurück erhalten. Ein solches Vergnügungsrecht über „proprietates possessionum“ hielt man nur bei freien Leuten für möglich. Nun weist aber J. Wackernagel in der „Zeitschrift für Schweiz. Geschichte“ 1921, S. 35 ff., darauf hin, daß die Hörigen des Fraumünsters in Zürich auch anderwärts über ihr hofrechtliches Eigen ebenso weitgehend verfügen, daß also der Grund, auf welchen hin man freie Bauern im Schächental annahm, dahinfällt. Zwar kann Wackernagel nicht positiv nachweisen, daß jene 80 Donatoren unfreien Standes waren, aber da für Uri die Hörigkeit unter dem Fraumünster die Regel, eine freie Stellung aber die zubeweisende Ausnahme darstellt, so ist es ratsam, die freie Bevölkerung im Schächental aus Lehrbuch und Unterricht verschwinden zu lassen.

B. E.

**Le Cours de philosophie du P. Ch. Lahr S. J.** Cet ouvrage a paru pour la première fois en 1901. Le P. Lahr en préparait la 23<sup>e</sup> édition lorsque survint sa dernière maladie, qui l'emporta en décembre 1919. Son confrère, le P. G. Picard a collaboré avec l'auteur à la refonte d'une partie de la présente édition. Il se chargera désormais de tenir cet ouvrage célèbre au courant des exigences de l'enseignement.

Ce cours de philosophie poursuit une double fin: 1<sup>o</sup> préparer les élèves au baccalauréat conformément aux derniers programmes officiels français; 2<sup>o</sup> inculquer aux jeunes gens les grandes vérités qui doivent servir de base et de direction à leur vie, et ainsi éventuellement préparer les candidats à la théologie.

De là une division tout à fait nouvelle de la philosophie dont voici le tableau:

Philosophie: I. Sciences psychologiques:

1. Psychologie expérimentale
2. Logique
3. Morale.

II. Métaphysique:

1. générale ou Ontologie
2. spéciale: a. Psychologie rationnelle

- b. Cosmologie
- c. Théologie.

Le tout est suivi d'une excellente histoire de la philosophie de 150 pages compactes.

Les programmes officiels ont forcé l'auteur à s'étendre outre mesure dans les traités de la psychologie expérimentale et de la méthode des sciences. La psychologie expérimentale et la logique remplissent à elles seules la moitié du cours, donc près de 700 pages. Si ces parties sont sans doute trop longues pour nos élèves, qui ne sont pas tenus, grâce à Dieu, à suivre, du moins pour la philosophie, le programme tracé par un gouvernement moderne et libéral, le professeur y trouvera cependant des renseignements précieux, une direction d'une sûreté rare sur la philosophie moderne. Du reste le P. Lahr réussit à merveille à mettre les résultats acquis et certains de la science moderne en harmonie avec la saine doctrine scolaistique.

La morale est particulièrement, semble-t-il, digne d'éloges. Les questions sociales sont présentées d'une manière simple et claire; elles reposent sur des bases solides. Quelle mine pour tous ceux qui sont appelés aujourd'hui à traiter ces questions dans la presse ou dans des conférences!

La métaphysique n'étant malheureusement guère requise pour le baccalauréat est traitée beaucoup plus succinctement. L'ontologie, la cosmologie, la psychologie rationnelle et la théologie naturelle tiennent en 160 pages. N'allez pas croire qu'elles ne soient pas complètes. Toutes les principales questions sont abordées, et ce n'est pas un des moindres mérites de l'auteur d'avoir su les condenser en quelques pages sans devenir pour cela superficiel. Il ne s'arrête pas à des disputes qui peuvent avoir leur place à l'université, mais qui ne sont point requises pour une connaissance générale de la solide philosophie scolaistique.

Il suit fidèlement saint Thomas sans se préoccuper ordinairement des autres sentences qui pourraient être également probables. Il abandonne cependant le docteur angélique pour suivre la tradition franciscaine et suarézienne dans les trop célèbres questions de l'essence

et de l'existence, de la science divine et du concours divin.

Le tout nous est donné dans un bon français, simple et clair. La langue, parsemée de citations des littératures tant anciennes que modernes, rend la lecture de ce cours même attrayante.

En annonçant la présente édition de ce manuel le P. Pédro Descoqs écrivait dans la *Revue de philosophie* (mars - avril 1920): «Lorsque les dernières corrections lui auront été apportées dans la nouvelle édition, la jeunesse des écoles et l'élite catholique désireuse d'affermir ses convictions et de s'initier aux grandes questions philosophiques, auront dans ce cours un *vade-mecum* qui pourra être difficilement surpassé.» Tous ceux qui se seront familiarisés avec ce manuel souscriront à ce jugement.

Favre-Maytain.

**Poesie, redende Malerei.** Will man

verstehen, was die Schweizer der damaligen Zeitrichtung gegenüber meinten, als sie verlangten, die Poesie soll redende Malerei sein, dann nehme man z. B. das kleine Büchlein zur Hand, das jüngst im Delphinverlag (München) herauskam: Geßner, der Meister der Idylle, und da besehe man sich die Geßnerschen Gemälde und Radierungen. Was diese Bilder vermitteln, ist wirklich stumme Poesie; es ist Stimmung, würden wir heute sagen. Und das ist's, was die Schweizer verlangten, Stimmung statt der unanschaulichen Behauptungen, statt des tönenden, moralischen Phrasenschwälles, der aus der französischen Literatur herübergekommen war. Genau besehen, stießen damals Germanismus und Romanismus aufeinander, und der gemütlose, nur logisch eingestellte Lessing entschied sich für den Romanismus, ohne im übrigen den Streitfall nur recht verstanden zu haben. Videant consules!

Dr. Herzog.

## Weihnacht.

Das göttliche Licht, Christi erlösende Kraft, sein königliches Reich, der ganze Weihnachtsreichtum ist aber nicht etwa ein abschließendes Geschenk, es ist eine Aufgabe, eine Forderung an unser Leben. Dem Engelsworte: „Euch ist geboren der Heiland“, entsprach das Verhalten der Hirten: „Lasst uns gehen, lasst uns sehen, sie kamen eilig, sie fanden das Kind, sie lobten Gott in allem, was sie gesehen und gehört hatten.“ Nicht ein Geschenk zum Besitzen und Genießen, zu untätigem Bestaunen soll uns die Weihnachtsoffenbarung sein, sondern ein Geschenk, das Quelle der Tatkraft, der Schaffensfreudigkeit, des Apostolates im Gottesreiche in und um uns wird.

Christus kam, um zu handeln, zu wirken, zu heilen, zu verwandeln, zu heiligen. Jede Begegnung Christi — auch die liturgische Feier seiner Feste — ist hingeordnet auf Reinigung, Umwandlung, Heiligung. Nur wenn wir ihn ernst nehmen, mit ihm wirken, werden wir uns das Geschenk seines Lichtes als unverlierbares Eigentum

erhalten. Es muß auch in unseren Seelen, in unseren Herzen, in unseren Händen leuchten.

Die Weihnachtsliturgie ist kein Hirtenidyll mit schwelbenden Engeln und Flötenklang, sie ist ein Königssfest, ein Triumphzug, das gewaltige Epos einer Reichsgeschichte, die noch in lebendigen Flusse ist, das Himmel und Erde ergreifende Drama des „Wahren Lichtes“.

Herwegen, Alte Quellen neuer Kraft.

Gott gäb uns allen  
ein glückhaft jor  
in seinem wolgevalßen,  
daz wir on sünden  
lob mögent verkünden  
dem edlen fint,  
daz hinacht vint  
der hyrten schar;  
der maget klar,  
die es gebär,  
sond wir ooch lobe singen.

Heinrich von Laufenberg.

